



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 47.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von

Max von Weisenthurn.

(Fortsetzung.)

„Da kommen sie endlich,“ rief Herr Power, als die Equipage von Monkland auf den zu der Produktion bestimmten Festplatz fuhr und der Kutscher anhielt, während der Bediente hastig vom Bock sprang, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Wir dachten schon, Sie beabsichtigen uns zu enttäuschen, Frau von Gascoigne!“ sprach der junge Mann, herbeieilend und Emma den Arm bietend, während Karl Rose Leclercq führte.

Es war ein kalter, windiger Märztag, und Emma trug einen kostbaren, dichten Schleier; als sie aber in der für sie bestimmten Loge Platz genommen hatte, schlug sie denselben zurück und blickte prüfend um sich; dann lehnte sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung in ihren Fauteuil zurück. Sie sah heute, trotz der kostbaren Kleidung, die ihr vortrefflich zu Gesicht stand, ausnehmend bleich aus; sie trug eine Robe von dunkelblauem Sammet, mit allerliebstem Hütschen von der gleichen Farbe, das mit einer halb aufgeduldeten weißen Rose geziert war.

Eine außergewöhnlich zahlreiche Gesellschaft hatte sich versammelt, sowohl der Adel als auch der Mittelstand war stark vertreten, das Ganze bot ein ebenso anmuthiges als farbenreiches und bewegtes Bild.

Das Spiel begann und unterschied sich in seiner Durchführung in nichts von anderen ähnlichen Vorstellungen.

„Wie langweilig dieses ewige Einerlei doch ist; mir bleibt's unverständlich, wie die Männer so viel Vergnügen daran finden können!“ bemerkte Adrienne. „Sieh nur Karl an, er ist ganz begeistert!“

„Ich glaube, er würde am liebsten selbst mitwirken,“ sprach Emma lachend, indem sie einen Blick auf den Gatten warf, „mir wäre es nur peinlich, zu den Gewinnenden zu gehören.“

„Es geht eben im Spiele wie im Leben; die Menschen haften und jagen alle nach einem Ziel, die Mehrzahl unterliegt, nur einige Wenige sind glücklich genug, zu erreichen, was sie erstrebt; Du gehörst zu den Letzteren!“

„Wirklich?“ entgegnete Emma träumerisch; „ja,“ fügte sie dann hinzu, „wenn man es Glück nennen kann, zu leben, während ein Schwert stets über unserem Haupte schwebt, das in jedem Moment niederzufallen bereit ist!“

„Noch immer die alte Geschichte,“ bemerkte Adrienne verächtlich, „ich dachte, Du habest sie längst überwunden!“

„Bis zu einem gewissen Grad habe ich das auch, aber es ist etwas geschehen kürzlich, das all meine Angst wieder wachgerufen hat!“

„Kürzlich?“

„Ja, kürzlich; wie heißt der neue Arzt?“

Mastr. Welt. XXIX. 24.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Adrienne überrascht, „Emma — Du meinst doch nicht — o — es wäre entsetzlich,“ fügte sie bis in die Lippen erblickend hinzu.

Emma blickte die Schwester starr an; inzwischen war bei den Spielen eine Pause eingetreten und Baron Chaplin wandte sich mit der Frage an sie, ob sie sich nicht heute eine höchst gewichtige Persönlichkeit fühle, da das Loos bestimmt habe, sie solle die Preise vertheilen.

„Natürlich,“ rief Karl, „das macht sie so hochmüthig, daß während der Hieherfahrt es mir kaum gelingen wollte, ihr eine Antwort abzurufen; ich glaube, sie hat die ganze Nacht hindurch nur über die schönen Reden nachgedacht, welche sie heute halten will, denn geschlafen hat sie nicht viel. Adrienne, was ist Dir, Du scheinst Dich nicht absonderlich zu unterhalten?“

„Das thu' ich auch nicht; ich finde die Spiele langweilig und es ermüdet mich, ihnen zuzusehen, ohne mit irgend Jemanden sprechen zu können!“

„D, ist's das?“ lachte ihr Schwager, „nun, es wird sich später schon der Eine oder Andere Deiner erbarmen! Dabei fällt mir ein, wir haben ja jetzt einen heirathsfähigen Junggesellen mehr in der Pfarre!“

„Und wer ist das?“ forschte Adrienne mit anscheinender Gleichgültigkeit.

„Der neue Arzt, Doktor West!“

„West,“ wiederholte Adrienne, einen Blick auf Emma werfend, die mit einem Male erblickt war. „Ist er ein Junggeselle, bist Du dessen gewiß?“

„Natürlich, es ist keine Frau mit ihm gekommen!“

„Aber er könnte ja Wittwer sein!“

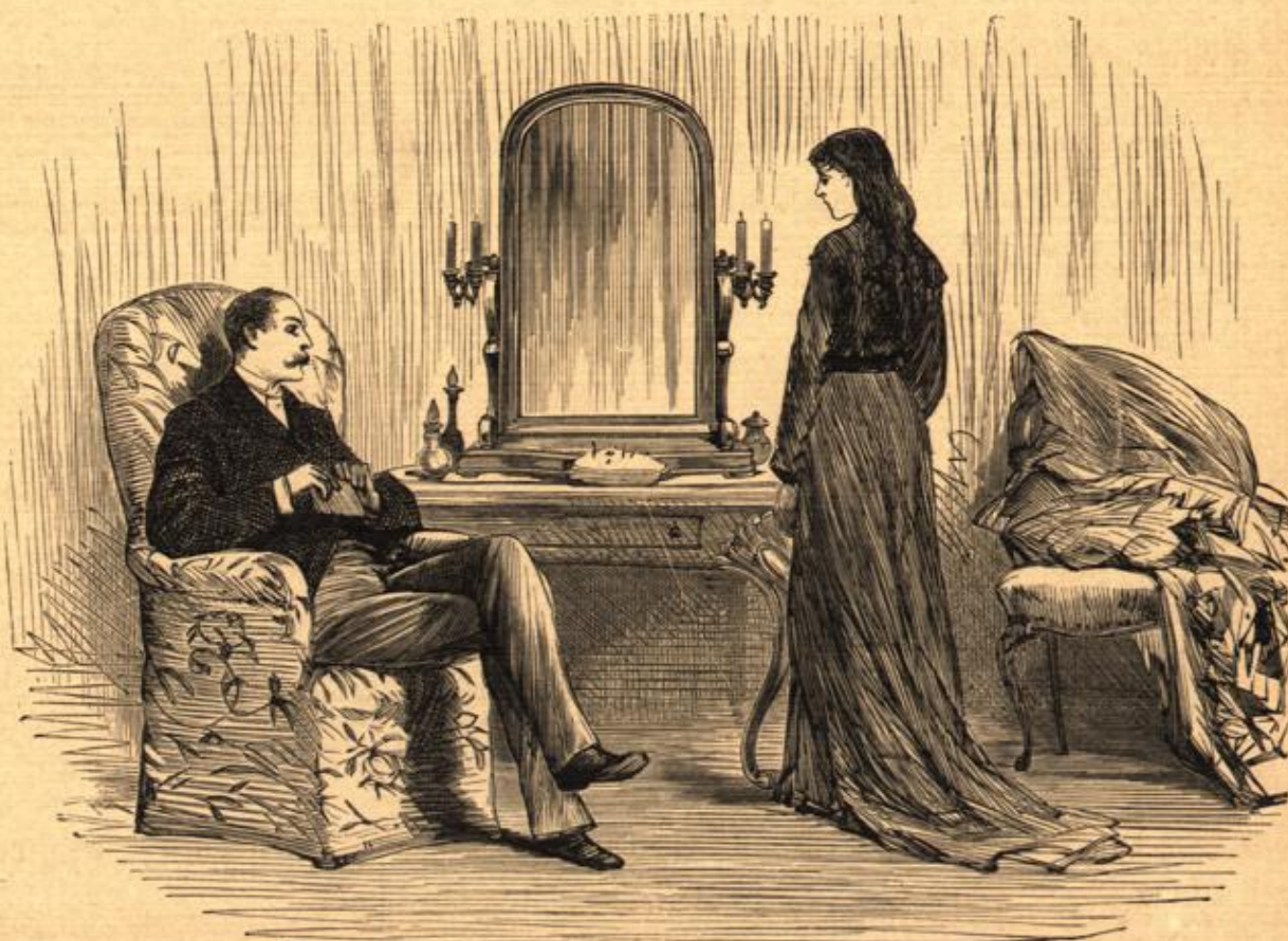
„Nein, Sandy sagte mir, er sei Junggeselle — aber Emma, ist Dir nicht wohl?“ rief er plötzlich erschreckt, als sein Auge auf der jungen Frau haften blieb. „Soll ich Dich nach Hause bringen?“

„Nein, nein,“ erwiderte sie mit mattem Lächeln, „es war nur ein momentaner Schwindel, es ist vorüber, ich bleibe!“

Doch das Unwohlsein der geliebten Frau hatte Karl's Freude an dem Feste gänzlich zerstört, ihre Blässe war beängstigend, abgesehen davon, daß sie plötzlichem Uebelbefinden niemals unterworfen gewesen.

Die Preise waren inzwischen alle auf einem Tisch geordnet worden; sie bestanden aus silbernen Bechern, Vasen und sonstigen, theils ornamentalen, theils nützlichen Gegenständen. Fritz Power, als Leiter des ganzen Festes, hielt eine kurze Ansprache, dann begann die Vertheilung.

Emma hatte inzwischen ihre Fassung wieder gewonnen und führte die ihr zugewiesene Rolle mit gewohnter Anmuth und Grazie durch. Nachdem auch dieß vorüber, sprach Lord Carleton einige Worte des Dankes, welche in



Ein schönes Gesicht. „Apropos, Emma, Du mußt an West schreiben und ihn zu Tisch einladen!“ (S. 554.)

erster Linie Emma galten. Da beugte sich Adrienne plötzlich dicht an das Ohr der Schwester und flüsterte:

„Der Doktor ist da, Dir zur Linken, er spricht mit Hans Wilton!“

Emma warf einen einzigen, raschen, forschenden, angstvollen Blick nach der bezeichneten Richtung hin, Todtenblässe bedeckte ihre Züge und hastig zog sie den verhüllenden Schleier vor das Gesicht; Adrienne bedurfte keiner weiteren Verständigung, sie erkannte sofort, daß Emma's schlimmste Befürchtungen eingetroffen seien.

Inzwischen hatte Karl an Stelle seiner Frau einige Worte des Dankes an die Versammlung gerichtet und wandte sich nun an diese.

„Komm, Frauchen, es ist Alles vorüber, kann mir's denken, daß Du müde bist!“ sprach er liebevoll.

„Ich bin auch sehr müde!“ flüsterte sie, die seine, behandschulte Rechte auf seinen Arm legend; während sie langsam weiter schritten; doch schon nach wenigen Sekunden blieben sie stehen.

„Sie kommen spät, Doktor,“ sprach Herr von Gascogne, den Arzt aufhaltend, der eben an ihnen vorübergehen wollte. „Das Beste haben Sie versäumt!“

„Die Reden sind mir nicht entgangen,“ entgegnete Jener mit einer förmlichen Verbeugung, „und das dürfte im Grunde genommen doch das Beste gewesen sein!“

„Sie mögen Recht haben, Doktor; erlauben Sie, daß ich Sie meiner Frau vorstelle!“

Doktor West verneigte sich tief, Emma nickte leicht mit dem Kopfe, und ohne auch nur ein Wort weiter gewechselt zu haben, trennte man sich.

„Weßhalb hast Du dem Doktor nicht einige freundliche Worte gesagt, Emma?“ fragte ihr Gatte verwundert, während er sie in den Wagen hob; „wenn er Dich nicht zuvor gesehen, erkennt er Dich gar nicht wieder, weil Du auch diesen dichten Schleier vor dem Gesicht hast; er wird denken, daß meine Frau sehr steif und unfreundlich sei!“

„Ich bin so müde, Karl!“ lautete ihre einzige Entgegnung, und auch während der Heimfahrt verharrte sie, in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, in wortlosem Schweigen.

„Ich dachte, Du habest geschlafen!“ rief Rose, als sie endlich ausstieg.

„Geschlafen!“ wiederholte Emma voll Bitterkeit, „wenn ich schlafen könnte!“ Dann sich plötzlich fassend, fügte sie lächelnd hinzu: „Als ob man schlafen könnte in so gesprächiger Gesellschaft wie Du und Baron Heinrich!“

Abends war ein gemütliches kleines Diner in Montland, und wer Emma so ruhig und heiter in ihrer eleganten Toilette präsidieren sah, der konnte freilich nicht ahnen, welche Qualen das Herz der armen jungen Frau zerfleischten. Das Schwert über ihrem Haupte war in's Schwanken gerathen, würde es sie vernichten? Und wenn ihr auch für ihre eigene Person nicht so viel daran gelegen wäre, so behte sie doch, weil sie wußte, daß der Schlag, welcher sie traf, auch Andere vernichten mußte.

Mehrere Tage vergingen ohne jeden weiteren Zwischenfall in Montland; dann aber setzte es sich Karl Gascogne plötzlich in den Kopf, daß es passend sei, den neuen Arzt, welchen er inzwischen bei Bekannten getroffen hatte, einzuladen; die Folge davon war, daß er eines Morgens, während er beim Frühstück seine Zeitung las, leicht hin bemerkte:

„Apropos, Emma, Du mußt an West schreiben und ihn zu Tisch einladen!“

Eine momentane Pause entstand, und Karl, in seine Zeitung vertieft, bemerkte nicht das plötzliche Erblichen seiner Frau; im nächsten Augenblicke aber erwiderte sie mit ungewohnter Gereiztheit:

„Ihn einladen? weßhalb, Karl?“

„Weßhalb?“ lachte er, verwundert emperblickend, „weil es mir passend erscheint!“

„Ich sehe diese Nothwendigkeit nicht ein; weßhalb soll er hieher kommen?“

„Weil ich es wünsche; ist das kein hinreichender Grund?“ fragte Karl ernst. Es war das erste Mal während ihres Ehelebens, daß sie seinen Wünschen zu opponiren schien. „Ich habe Dich noch nie als ungastlich kennen gelernt, Emma!“

„Ich bin es nicht,“ entgegnete sie ungeduldig, „ich sehe aber wirklich nicht ein, weßhalb Montland jedem premier venu offen stehen soll!“

„Da bin doch wohl ich der kompetenteste Richter!“

„Vielleicht räumst Du mir aber ein, daß auch ich ein Wort mitzusprechen habe; ich mag jenen Menschen nicht und ich will mich nicht zwingen lassen, Jemand zu empfangen, der mir nicht behagt!“

In sprachloser Verwunderung blickte Karl sie an; ihr Wesen war so eigenthümlich, so ganz verschieden von ihrer sonstigen Art zu sein.

„Zwingen, Emma,“ wiederholte er ernst, „Du wählst sonderbare Worte!“

„Ich vermag keine passenderen zu finden; ich mag Doktor West nicht und Du bestehst darauf, ihn einzuladen!“

„Weßhalb magst Du ihn nicht, Du kennst ihn ja kaum; Du hast noch nie ein Wort mit ihm gesprochen und wegen einer Laune forderst Du, daß ich unfreundlich auftrete gegen einen Mann, welcher die wärmsten Empfehlungen mit sich bringt, der mir gerühmt wird nicht nur wegen seiner Geschicklichkeit als Arzt, sondern überhaupt wegen seiner in jeder Hinsicht hervorragenden Geistes Eigenschaften!“

Mergerlich wandte er sich hinweg von seiner Frau und Emma sah, daß er ernstlich verstimmt sei.

„Halte mich für launenhaft, wenn Du willst, Karl — aber ich wünsche Doktor West nicht zu begegnen!“

„Was fällt Dir ein, Emma; wenn Du ihn auch nicht hieher einladest, so hindert dich doch nicht, daß Du ihm anderwärts begegnest; oder beabsichtigst Du etwa, Dich für den Rest Deines Lebens in Dein Schlafgemach einzusperren, um einem Manne nicht zu begegnen, der Allen zusagt, gegen den Du aber eine unerklärliche Aversion gefaßt hast? Wo in aller Welt bleibt denn nur Dein klarer Verstand?“

Emma antwortete nicht, vermuthlich weil sie erkannte, daß sich gegen die Bemerkung ihres Gatten nichts einwenden lasse, er aber verließ das Gemach, die Thüre mit ungewohnter Heftigkeit hinter sich schließend, während sie bleich und zitternd auf eine Chaiselongue sank.

Endlich erhob sie sich, und die Schläfe mit etwas Eau de Cologne besuchend, ordnete sie das wirre Haar.

„Ich darf nicht krank werden,“ sprach sie bitter, „man würde nach ihm senden — und vielleicht, wenn es mir gelingt, ihn zuerst allein zu sprechen, läßt sich doch irgend eine Vereinbarung treffen, aber welche; gibt es etwas, das ihn zum Schweigen vermögen kann?“

Langsam und traurig ging sie endlich über die breite Treppe hinab in die gemeinschaftlichen Wohnzimmer; nie war ihr Heim ihr so verführerisch schön erschienen als eben heute; in der Vorhalle sprang ihr Knabe an der Hand der Wärterin der kummerbelasteten Frau entgegen.

„Mama, Mama!“ rief die fröhliche Kinderstimme, und als Emma sich niederbeugte, um das Kind zu küssen, behte ihre Lippe so schmerzhaft, daß die Kindsfrau besorgt fragte, ob sie sich etwa leidend fühle; Emma aber hob den Knaben empor, legte ihn in die Arme der treuen Dienerin und trat in das Speisezimmer. — Karl befand sich allein in dem Gemache, er blickte nicht empor, als seine Frau eintrat, und erst als sie dicht an seine Seite trat, schlug er die Augen auf.

„Karl,“ sie kniete nieder und versuchte weiter zu sprechen, doch die Stimme versagte ihr und mit einer stummen, flehenden Geberde, die berebter war denn jedes Wort, legte sie das Haupt an seine Schulter. Karl schlang den Arm um ihre Taille und ihr die Hand unter das Kinn legend, zwang er sie, ihm in die Augen zu blicken.

„Nun, bereu'st Du, Frauchen?“ fragte er lachend.

„Ja —“ und die schönen Augen füllten sich mit Thränen.

„Weine nicht, mein Liebling,“ sprach er rasch, „Du weißt, daß ich nicht böse bin, Emma, wie vermöchte ich auch es gegen Dich zu sein! Nun ruhig, Frauchen!“

„Ich bin sehr thöricht,“ sprach Emma, als sie sich wieder einigermaßen gefaßt hatte und sie, den Arm um den Hals des Gatten geschlungen, am offenen Fenster stand. „Ich glaube, ich bin nicht ganz wohl, Karl, kannst Du mir verzeihen? Ich wollte Dich nicht ärgern und — und ich werde Doktor West schreiben, wann immer Du es wünschst!“

„Mein Liebling,“ flüsterte er bewegt. „Du siehst in der That nichts weniger als gut aus und wenn Dir in ein oder zwei Tagen nicht wohlher ist, werde ich an Doktor West schreiben und ihn bitten, Dich in seiner Eigenschaft als Arzt zu besuchen!“

Emma lächelte matt und nahm den gewohnten Platz am Speisetisch ein; gleich darauf trat Rose Leclerc zum Gabelstühler in das Gemach und äußerte sich nicht wenig beunruhigt über das Aussehen der Freundin; sie erklärte sofort, die für Nachmittag erhaltene Einladung auf eines der benachbarten Güter nicht annehmen zu wollen.

„Aber Du darfst Lady Charleton nicht enttäuschen, sie erwartet Dich mit Bestimmtheit, und Baron Heinrich würde mir niemals verzeihen,“ entgegnete Emma mit erzwungenem Lächeln, „Karl soll Dich hinüberfahren, wenn Du wirklich so freundlich sein willst, mein Zuhausebleiben zu entschuldigen, und ich ruhe indessen recht gut aus.“

„Aber Du wirst Dich einsam fühlen!“

„Wenn ich meinen Jungen bei mir habe, nimmermehr. Ich werde überdies gut schlafen und morgen wieder frisch und munter sein. Du machst Dir doch nichts daraus, Karl, wenn ich daheim bleibe?“

„Nein,“ entgegnete er, ohne allzuviel Sicherheit, und seine Frau zärtlich in die Arme schließend, fragte er besorgt: „Du verbirgst mir doch nichts, Du fühlst Dich doch nicht ernstlich leidend, Geliebte?“

„Was Dir nicht einfällt?“ entgegnete sie lachend, und als endlich der Wagen vorfuhr, Karl Rose beim Einsteigen behüßlich war, da bot sie dem Gatten und der Freundin noch ein warmes, herzliches Lebewohl und versicherte Beiden, sie werde sich sofort zur Ruhe begeben.

Eine halbe Stunde später aber richtete sie sich auf der Chaiselongue empor, klingelte der Jofe und befahl ihr, sie zu einem Spaziergang anzukleiden.

„Vielleicht,“ flüsterte sie vor sich hin, während sie eilig durch den Park schritt, „vielleicht gelingt es mir, ihn zum Mitleid zu bewegen — oder sein Schweigen zu erkaufen.“

(Fortsetzung folgt.)



Tunesische Gerichtspflege.

Sehr interessant schildert Ernst von Hesse-Wartegg in der „Frankfurter Zeitung“ eine Gerichtssitzung des Bey von Tunis: Die öffentlichen Gerichtssitzungen des Bey gehören zu den schönsten Lichtseiten in diesem sonst so schattenreichen Lande, und zeigen gleichzeitig auch einen der krassen Widersprüche des Orients. Die ganze Zeit seines Lebens über bleibt der Bey und sein persönliches Treiben dem Auge seiner Unterthanen entzogen. Vide Palastmauern, vergitterte Fenster, Wachen und ein mehrfacher Kordon von Hofbeamten und Ministern machen es dem gewöhnlichen Moslim unmöglich, dem Bey jemals unter die Augen zu kommen. Ja, selbst der höchstgestellte Beamte oder europäische Würdenträger darf dem Bey niemals vorgestellt werden, wenn er nicht vorher dem allmächtigen ersten Minister einen Besuch gemacht und wenn nicht der Minister bei der Audienz des Bey zugegen wäre. Bei den öffentlichen Gerichtssitzungen hingegen, die jeden Samstag Morgens in irgend einem der Paläste des Bey abgehalten werden, ist der Fürst jedem einzelnen seiner Unterthanen, selbst dem geringsten, zugänglich, jeder darf seine Anliegen und Beschwerden dem Regenten direkt vortragen, und alle beugen die vollste Ueberzeugung, daß der Bey nach bestem Wissen, und so weit als menschliches Können überhaupt reicht, ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Mohammed-es Sadoq steht in dieser Hinsicht bei den Eingeborenen wie bei den ansässigen Europäern im besten Rufe, und nach allen Rechtsprüchen, denen ich entweder selbst bei den Sitzungen beigewohnt oder die ich aus anderem Munde vernommen, zeigt sich in der That ein gefundenes Urtheil, man könnte sagen, etwas von jener salomonischen Weisheit, welche die morgenländischen Khalifen schon vor Jahrhunderten gekennzeichneter hat.

Die erste tunesische Gerichtssitzung, der ich beizuwohnte, fand im Regierungspalaste zu Goletta, dem Seehafen von Tunis, statt, da der Bey zu jener Zeit gerade in seiner reizenden Villa am Meeresstrande in der Nähe des Ruinenfeldes von Karthago residierte. Schon auf dem Wege von Tunis nach Goletta begegneten mir Schaaren von Menschen, welche sich nach dem Regierungspalaste begaben; Mäuren und Türken in ihren malerischen Prachtgewändern, hohe Würdenträger und Militärs in glänzenden, mit Ordenssternen bedeckten Uniformen, dicht verkleidete, in Seidengewänder gehüllte Frauen in hübschen Equipagen, den unfehlbaren Eunuchen auf dem Kutschbock; endlich Beduinen und Berber, in ihren langen weißen Burnussen, die Flinten auf der Schulter, ein paar Pistolen im Gürtel, Alles zu Pferd oder Geh. Die und da galoppierte ein Beduinen-Scheich oder ein Raub mit großem Gefolge umher und überraschte uns durch den Reichtum seiner malerischen Tracht, durch die Schönheiten seiner altmaurischen Waffen. Goletta selbst zeigt an den Gerichtstagen ein gar festliches Gepräge. Auf dem weiten Platz vor dem einfachen, einstöckigen Regierungspalast, stehen die Araber in malerischen Gruppen beisammen oder lagern mit Pferden und Kamelen in irgend einer Ecke. Sie sind vielleicht weit aus dem Innern des Landes hergekommen, um einen alten Streit mit irgend einem Nachbar zu schlichten; auf der andern Seite stehen einige Dutzend Zelte der Zuawas und Spahis, welche die irreguläre Horde des Bey bilden. Die martialischen Gestalten folgten mit ihren goldsternen und golddurchwirkten Gürteln, in denen reiche Pistolen, Patagons und Krummsäbel stecken, einher wie Feldmarschälle. Ihre Habe besteht aus kaum mehr denn ihrem Zelt und ihren Waffen, ihre Einkünfte hängen von der Hand des ersten Ministers ab, aber dennoch blicken sie mit Verachtung auf die Beduinen und Kabylen. Sind ja diese auch nicht reicher und müssen überdies jährliche schwere Steuern erlegen, welche den Soldaten erlassen sind. Das Gedränge wird im Innern des Palastes, in dem großen, geräumigen Treppenhause, immer stärker. Auf den Abgängen des breiten Aufgangs steht die Leibgarde des Regenten — wahre Riesen in purpurrothen, mit Gold reich verbrämten Uniformen, Krummsäbeln und Sarajenlanzen. Sogar der Bey ist mit Goldborten besetzt und trägt statt der obligaten blauen Quaste einen Buschen weißer Straußenfedern. Der ganze Hofstaat des Bey ist militärisch organisiert; oben, an den Bogenmännern des Richttales stehen Adjutanten und Hofkargen in reichen Uniformen, eilen Beamte und europäische Dragomanen des Ministeriums umher. Jeder der ankommenden Würdenträger und Minister wird von seinen Untergebenen durch Handflus begrüßt und schaarenweise stürzen die Araber auf sie zu, um ihnen damit ihre Ehrfurcht (besser wäre gesagt „Fürcht“) zu bezeugen.

Eine leichte Bewegung in der malerisch gruppierten Menschenmenge verräth die Ankunft des allmächtigen „Vezier el Kebir wa Vezier el Charadschia“, d. h. des „Premierministers und Ministers des Auswärtigen“, der in einer reich vergoldeten, mit Maulthierren bespannten Equipage und begleitet von berittenen Adjutanten eben angelangt war. Vollständig in Zivilkleidung und nur mit dem türkischen Fez bedeckt, würde man den Großvezier auf den Boulevards von Paris oder Wien eher für einen Schneider oder Gesandtschaftsdiener angesehen haben, so alltäglich ist sein Aussehen. In Uniform hingegen gewinnt seine Erscheinung ungemein, zudem besitzen diese maurischen, man könnte sagen durch die Allmacht des Bey aus der Gasse hervorgezogenen Funktionäre eine ganz eigene Gabe, sich im Umgang mit Anderen ein gewisses Ansehen zu geben und sich wie geborene Fürsten zu benehmen. Ich hatte vielfach Gelegenheit, dieß nicht nur im Umgange mit dem Bey, sondern auch bei den anderen Ministern und Generalen, von denen so mancher in seiner Jugend Sklave oder gewöhnlicher Handwerker war, zu bemerken.

Unmittelbar nach dem Eintreffen des Ministers verflüchteten Fansaren das Rachen des Regenten selbst. Wie die Equipage des Ersten, so war auch die des Mulschir mit den in Tunis als vornehm geltenden Maulthierren bespannt. Berittene Adjutanten in Uniform, alle dem sonderbaren Pagenhof des Bey entstammend, begleiteten den Wagen und hielten vor der hohen Pforte des Palastes. „Der Diener des ruhmvollen Gottes, Jener, der all“ sein

Vertrauen in Gott setzt, der Muschir Mohammed es Sadok Pascha Bey, Besitzer des Königreichs Tunis*), entstieg dem Wagen. Die Garben präsentirten die Säbel, die Tambours schlugen die Trommel, und ehrerbietig verneigten sich die Versammelten, die Hände an Brust, Lippen und Stirne legend, vor dem Herrscher, der mit den ihn empfangenden Ministern nun die Treppen hinanstieg und sich nach kurzem Verweilen in einem der Bureau nach dem Gerichtssaal begab. Hier stand auf einer zweistöckigen Erhöhung ein Thron aus rothem Sammet mit vergoldeten Lehnen, auf welchen der Bey Platz nahm. Ihm zur Linken stellten sich die Prinzen seines Hauses mit Ausnahme seiner Brüder, unter welchen auch der Thronfolger; an seine Rechte stellte sich der Premierminister mit den Generalen und Abtheilungschefs der Ministerien, und an diese anschließend der Staatssekretär mit den Gerichtsschreibern. Im Hintergrunde stand eine Abtheilung der rothen Leibgarde. Das Bild war prächtig und fremdartig zugleich. Der Bey trug die Generalsuniform, einen dunkelblauen Uniformrock mit goldenen Knöpfen, rothe Beinkleider mit goldenen Streifen, den türktischen Krummfädel mit juwelenbesetztem Griff und den rothen Fez auf dem ernsten, würdevollen Haupt. Auf seiner Brust prangten die Brillantensterne seiner Orden. Weniger respektabel sahen die jungen Prinzen, seine Kessen, aus; alle trugen europäische Civilkleidung und Ueberwürde — mit einem Worte Pariser Frühjahrs Toilette, dazu Fez mit blauer Quaste und die Gollane des Hissarordens.

Nachdem das seltsame Gemisch von Generalen, Beduinenchefs, Marabouts, Scheiks, Gardien und Hofbeamten sich einigermaßen rangirt hatte, trat ein riesiger Oberst, wie wir nachher erfuhren, der Chef des Polizeikörpers, in den freien Raum vor dem Fürsten und rief mit lauter Stimme, gegen die lärmende, schreiende Menge in den Vorhallen gewendet: „Der Fürst entbietet euch seinen Gruß und wird über euch Recht sprechen.“

Gleich darauf trat ein befrachteter Europäer mit weißer Kravatte vor den Fürsten und reichte ihm einen Tschibuk mit sechs Fuß langem, diamantenbesetztem Weichselrohr dar; nachdem die Pfeife angezündet und die blauen Tabakswolken den Bey wie mit einem durchsichtigen Schleier umhüllten, wurden die ersten Streitenden vorgeführt. Sie blieben etwa acht Schritte vom Throne entfernt stehen, verneigten sich tief und berührten mit gefreuten Händen ihre Brust. Darauf trug der Eine sein Anliegen vor, der Andere verteidigte sich, und endlich brachen Beide gleichzeitig in einen Schwall von Worten und Gesten aus, die nur mit Mühe durch den dicken Wajsch-Chamba oder Obrisien gedämpft werden konnten. Der Bey murmelte ein paar Worte, die Kraker verbogen sich tief und schritten davon. — Andere wurden vorgeführt, dieselbe Prozedur wiederholte sich, und während der ganzen Zeit trugelien die Schreiber eifrig mit ihren hölzernen Federn. Manche Pärchen verhielten sich ruhig, andere lärmten und schrien, als ob sie am Pratzplatz stehen würden. Den größten Lärm, das ärgste Toben erhoben sie jedoch stets, nachdem der Bey das Urtheil gesprochen hatte. Sie schlugen umher, wollten sich dem Bey vor die Füße stürzen und konnten nur mit Mühe von den Japichs abgeführt werden. Wir waren über diesen Mangel an Respekt und dieses aufrührerische Benehmen höchst verwundert und fragten den uns beigegebenen zweiten Dragoman des Fürsten, was es damit für eine Bewandniß hätte. Er lächelte: „Sie verstehen die guten Leute nicht recht“, meinte er. „Was sie sagen, sind nichts als Dankesworte und Lobpreisungen der Größe und Gerechtigkeit des Bey, in welche sowohl der Ankläger wie Verurtheilte stets ausbrechen.“

Die Soldaten, welche den Rechtspruch des Bey in Anspruch nahmen, durften sich dem Throne bis auf vier Schritte Entfernung nähern und begrüßten gleichfalls den Bey durch die Berührung von Brust, Lippen und Stirne, unterließen jedoch die Verbeugung. Wir waren überrascht, als bei vier Prozessen hinter einander derselbe Soldat mitkam. Was für ein arger Sünder mußte er doch sein, um bei einer Sitzung für vier Vergehen bestraft zu werden! Er nahm die Urtheile mit staunenswerthem Gleichmuth hin, ja, er kam sogar zum fünften Male mit den Soldaten herein. Ich frag den Kriegsminister leise, was denn dieses „mauvais sujet“ Alles verbrochen hätte. „Sie irren sich“, antwortete er, „das ist nur der Sergeant, welcher die verurtheilenden Soldaten vorzuführen hat. Er versteht diesen Posten seit vierzehn Jahren.“ — Ich hatte dem Guten somit Unrecht gethan.

Unter den Parteien befand sich auch eine Frau, die tief verärgert von Polizisten heringeführt wurde und weit vom Thron entfernt stehen bleiben mußte. Inzwischen zeigte sie durch ihr lautes Geschwätz, Schreien und Weinen, daß es mit der Furcht vor ihrem Fürsten nicht weit her sei. Sie war die einzige Frau, welche bei dieser, wie bei allen Gerichtssitzungen, denen ich beizuohnte, zugegen war, denn Frauen dürfen nur dann im Gerichtssaal erscheinen, wenn sie direkt an irgend einem Falle betheiligt sind.

Die Strafen, welche der Bey diktierte, bestanden theils aus Geld- oder Gefängnisstrafen, theils aus der in Tunis noch mit Vorkliebe angewandten Bastonnade; manche unklare Fälle wurden den Beamten zur weiteren Untersuchung zugewiesen, bei anderen erkundigte sich der Bey zuerst bei dem ihm zur Seite befindlichen Premierminister nach den Einzelheiten, und die betreffenden Parteien trachteten sich deshalb schon lange vor dem Sitzungstage mit dem schlauen, habgierigen Beyler durch Geld und gute Worte in's Einvernehmen zu setzen. Im Allgemeinen war jedoch das Urtheil des Bey von überraschender Klarheit und Gerechtigkeit. Der letzte Fall, welcher dem Bey vorgebracht wurde, behandelte einen Mord, begangen durch zwei Beduinen, Vater und Sohn. Die beiden Verbrecher wurden mit gebundenen Händen vorgeführt. Der Wajsch-Chamba trat als Ankläger auf. Die Mörder gestanden ihre Schuld. Der Bey sog dicke Wolken aus seinem Tschibuk, jagerte eine Zeitlang und erhob dann langsam seine Rechte, mit der Handfläche abwärts gewendet. Plötzlich drehte er die Hand nach aufwärts. Es war das Todesurtheil. Ohne ein Wort zu sprechen, führten die Japichs die beiden Mörder hinaus. Der Bey, sichtlich angegriffen und unruhig, erhob sich von seinem Thron, der Tschibuk wurde ihm abgenommen, er grüßte majestätisch nach allen Seiten und schritt dann, gefolgt von seinen Ministern, langsam nach seinen Privatgemächern. Der Wajsch-Chamba hatte schon vorher mit lauter und langgedehnter Stimme das Wort „El Alla!“ (Gott!) in die Menge gerufen, die sich nun langsam und ruhig wieder entfernte.

Die Sitzung war vorüber.

Der Dragoman, unser Begleiter, zog uns inzwischen an eines

*) Offizieller Titel des Bey von Tunis.

der Fenster. „Warten Sie hier“, meinte er, „Sie können die Exekution gleich mit ansehen.“ Wir blieben mit Widerstreben. Kaum zweihundert Schritte vom Palast entfernt, nahe den Ufern des El Bahira-Sees, war ein hoher Galgen aus zwei Pfosten mit einem darüber gelegten Querbalken errichtet worden. Zwei Hanfseile hingen von dem letzteren herab. Die beiden Delinquenten wurden in eines der Zelte der irregulären Gardien geführt und dort entkleidet. Hier durften sie auch noch ihre Gebete verrichten und die hiebei vorgeschriebenen Wackungen vornehmen. Bald darauf sahen wir sie, gefolgt von dem ganz in Roth gekleideten Scharfrichter und einigen Polizisten, nach dem Galgen schreiten. Dort zog ihnen der Scharfrichter mit Ausnahme eines Lendentuches das letzte Kleidungsstück ab, legte ihnen die Schnur um den Hals und gab den an dem Schnurende stehenden Knächten ein Zeichen. Diese zogen die beiden Mörder auf vier bis fünf Fuß Höhe über den nackten Erdboden empor und wandten die Schnüre an Pfählen fest. Haarsträubend war das Umherbaumeln und minutenlange Zucken der Gehängten, mit Entsetzen wandten wir uns ab. Militärische Bedeckung war nicht vorhanden. Die zwei bis dreihundert Kraker, welche dem Zuge gefolgt waren, zerstreuten sich rasch, nach einer Stunde schon wurden die beiden Gehängten abgenommen. Galeerensträflinge, paarweise aneinandergekettet, luden die Leichen auf eine hohe Währe und brachten sie nach dem Begräbnißplatz. Eine halbe Stunde darauf war der Galgen abgebrochen, die Todten beerdigt, mit einem Worte Alles vorüber.

Mag auch die Art des Hängens hier viel entsetzlicher sein als in Europa, einen Vortheil haben die Verurtheilten vor jenen unserer civilisirten Länder doch: sie werden zum wenigsten nicht erst drei Tage jenem grauamen Bewußtseinsfollern und Todesbängen ausgesetzt, wie ihre europäischen Kollegen. Dazu wird das Todesurtheil in Tunis höchst selten verhängt, denn der Bey zeigt sich darin im Gegensatz zu seinen Vorgängern sehr human. Er spricht das Urtheil mit dem größten Widerstreben und soll an solchen Tagen ganz unzugänglich sein, ja die meiste Zeit im Gebete zubringen. Leider unterscheidet die tunesische Gerichtspflege nicht zwischen zufälligen, vielleicht im Trunke begangenen Todtschlag und wohlüberlegtem Mordmord. Beide werden durch den Tod gestraft, aber auch dann nur, wenn die Verwandten des Ermordeten von den Missethätigen nicht das Sühngeld annehmen sollten. In der Provinz, wo unter den Beduinen derlei Morde gar nicht selten vorkommen, wird der Mörder in den Kottar gekleidet oder er flüchtet sich nach einem der geheiligten und unverletzlichen Ayle, die gewöhnlich bei den Grabstätten von heiligen Marabouts angelegt werden. Dort verhandeln nun die Verwandten des Erschlagenen mit jenen des Mörders die Summe des Reuegeldes, und geben sich nicht selten mit ein paar hundert Piastern oder deren Werth zufrieden. Bei den Arabern und Krumms sind deren uraltes, aus den heidnischen Zeiten hergekommenes Gesetz die Summe von 6—800 Piastern fest, welche der Mörder an die Gemeinde, d. h. an den Vorstand des Stammes, zu zahlen hat. Gleichzeitig wird seine Stätte zerstört, seine Habe konfisziert und er selbst aus dem Stamme gejagt. Damit allein ist jedoch nur das Gesetz gestillt, nicht die Familie des Ermordeten. Unter den Berbern herrscht die Blutrache gerade so wie in Korsika und Sizilien, und man ruht nicht eher, als bis der Mord durch den Tod des Mörders oder jenen eines seiner Familie oder seiner Kinder gestillt ist. Ja, diese Gesetze sind so streng, daß beispielsweise die Frau des Ermordeten, falls kein männliches Familienglied am Leben wäre, sich unter der Bedingung bei einem andern Stamme des Stammes verdingt oder gar heirathen läßt, daß dieser den Tod ihres ersten Gemahls räche.

In der Regentenschaft Tunis kann gesetzlich nur der Bey die Todesstrafe verhängen. Die Art derselben wechselt mit der Rationalität des Verurtheilten. Die Türcen besitzen darin heute noch gewisse, von ihrer einstigen Herrschaft über das Land stammende Vorrechte, indem man sie und ihre mit einer Maurin gezeugten Kinder, die sogenannten Kuluglis, mittelst einer in Seifenwasser getauchten Seidenschur erdroffelt; die Mauren werden geköpft und die nomadisch streifenden Beduinen gehängt; die Juden wurden früher ertränkt, doch besitzen sie heute auch den zweifelhaften Vortheil, gehängt zu werden.

Kleine Mittheilungen.

Die Farbe der Blumen. Bei der letzten Versammlung der Waadtländer Naturwissenschaftlichen Gesellschaft hielt Professor Schnetzler einen interessanten Vortrag über die Farbe der Blumen. Bisher wurde allgemein angenommen, daß die bei den verschiedenen Pflanzen vorkommenden Farben durch verschiedene Einflüsse und Stoffe bedingt sind; jede Farbe sei demnach eine verschiedene chemische Kombination ohne Zusammenhang mit den anderen. Professor Schnetzler wies nun durch ein Experiment nach, daß, wenn die Farbe einer Blume in Alkohol ausgezogen wurde, man durch Beimengung entweder von Säuren oder Basen alle Farben, welche bei den Pflanzen überhaupt vorkommen, darstellen kann. Pionen gaben z. B. im Alkoholextrakt einen violett-rothen Farbstoff. Wurde diesem etwas oxalsaures Kali zugelegt, so wurde die Flüssigkeit schön roth; Weigaben von Soda verwandelten je nach der gebrauchten Menge das Roth in Violett, Blau oder Grün. Im letzteren Falle erschien die grüne Flüssigkeit bei durchgeleitetem Lichte roth, gerade so, wie die bei einer Chlorophylllösung der Fall ist. Die Reibblätter der Pionie, welche grün und roth eingetaucht sind, wurden ganz roth, wenn sie in eine Lösung von oxalsaurem Kali gelegt wurden. Diese Farbenveränderungen, die auf diese Art nach Willkür erzeugt werden können, mögen in der Pflanze durch dieselben Ursachen veranlaßt werden, denn in allen Pflanzen finden sich stets entweder saure oder alkalische Stoffe. Weiter ist nachgewiesen, daß der Uebergang von Grün in Roth, den wir bei vielen Pflanzen im Herbst beobachten können, eine Folge der Einwirkung des in den Pflanzen vorhandenen Tannin auf das Chlorophyll ist; daher kommt Professor Schnetzler zu der Vermuthung — ohne selbe jedoch als erwiesen hinzustellen — daß in den Pflanzen nur ein Farbstoff, Chlorophyll, vorhanden, der, eben durch verschiedene Einflüsse modifizirt, alle die zahlreichen Farbenskattirungen bei Blumen und Blättern hervorbringt. Bei weißen Blumen sind die Zellen mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt. Die Undurchsichtigkeit ist die Folge der in zahlreichen Blattzellen enthaltenen Luft. Im luftleeren Raum verlieren die Blätter ihre Undurchsichtigkeit und werden transparent in dem Maße, als die Luft aus den Zellen entweicht.

Blind und sehend.

Novelle

von

Albert Roderich.

(Nachdruck verboten.)

Ungefähr an der Mündung der Elbe in die Nordsee liegt der kleine Hafen- und Badesteden Cuxhaven. Trotz seiner sehr günstigen geographischen Lage ist der Ort unbedeutend geblieben. Der Hafen wird nur dann benützt, wenn sehr ungünstige Witterung den passirenden Schiffen das Auslaufen in die Nordsee verbietet, und zum Baden kommen nicht viel Gäste, weil die Badeeinrichtungen und dazu das Leben dort überaus einfach sind.

In den fünfziger Jahren lebte in diesem Orte Reinhold Harms mit seiner Frau Adele. Er war der einzige Sohn des verstorbenen Bootsenkommandeurs, und bis kurz vor dessen Tode sein Stolz und seine beste Hoffnung. Es sollte etwas aus dem gescheiterten, lernbegierigen Knaben werden, und der Vater bestimmte ihn für die Universität. Die einträgliche Stellung des alten Harms gestattete ihm sehr wohl, seinem einzigen Kinde eine etwas kostspielige Erziehung zu Theil werden zu lassen, und die Fähigkeiten des schönen Knaben schienen diese gute Absicht zu rechtfertigen. Mit seinem zwanzigsten Jahre bezog Reinhold, nachdem er das Hamburger Gymnasium absolviert, eine größere deutsche Hochschule, um Philosophie zu studieren. — Die Eltern daheim lebten still vor sich hin, und wenn sie außer über alltägliche Vorkommnisse etwas miteinander redeten, war's von ihrem Sohne, und wenn Jedes für sich seinen Gedanken Audienz gab, war's an ihren Reinhold. Vollends wenn nun der wöchentliche Brief kam! Oder wenn gar außer dem allwöchentlichen noch ein besonderer Brief kam! — Die Mutter sagte einmal: „Womit haben wir denn einen Sohn verdient, der uns solche Briefe schreibt?“ und dabei wollte sie die Freudenthränen, die ihr zum Auge drängten, gewaltsam unterdrücken. Als sie aber sah, daß der starke, wettergebräunte Mann sich mit der Hand über's Gesicht fuhr, da brach's auch bei ihr aus, und sie fiel ihm weinend um den Hals.

Doch ich will kurz sein. — Die Mutter hatte sich schon einige Male über die veränderte Handschrift ihres Sohnes verwundert, als eines Tages ein Brief von einem Unbekannten kam, in welchem den erschrockenen Eltern mitgetheilt wurde, daß Reinhold an den Augen leide und diesmal nicht selber schreiben könne. — Ein kurzer Gruß von Reinhold war aber doch daruntergetribselt. — Ja, der arme Junge hatte sehr krank Augen! Unheilbar krank, wie die Universitätsärzte gesagt hatten. — Einen Monat später war er — blind!

Ich freue mich, daß ich Kürze versprochen habe; ich könnte doch nicht den Jammer und das Wehe schildern, wie's in das Haus des alten Harms einzog, als der blinde Sohn heimgebracht wurde. — Frau Harms starb im nächsten Jahre. Der Vater aber raffte sich empor und arbeitete und schaffte, um seinem armen Sohne eine sorgenfreie Zukunft hinterlassen zu können. — Gleich nach dem Tode seiner Frau hatte er eine entfernte Verwandte zu sich genommen, die den Hausstand in Ordnung halten sollte. Das war Adele, und sie wurde Reinhold's Gattin. — Nachdem nun der alte Harms wirklich noch so viel gearbeitet, daß er dem blinden Sohne ein hübsches, schuldenfreies Häuschen und ein Vermögen, das zum bescheidenen Auskommen hinreichte, hinterlassen konnte, war er auch gestorben.

Auf seinem Todtenbette hatte die gute, treue Adele ihm noch in's Ohr geflüstert: „Ich verlasse Deinen Sohn nicht.“ Da hatte der Alte erleichtert aufgeschupst und war verschieden.

Wenn nun überhaupt Jemand diese Geschichte liest, so wird er wahrscheinlich denken: „Das ist ja eine trübelige Geschichte! In den wenigen Zeilen so viel Unglück!“ — Mag sein, entgegne ich, aber den blinden Reinhold dürft ihr nicht mit unter die Unglücklichen rechnen. Der sitzt an einem wunderbar schönen Maiabend unter sprossendem Lindenbaum und hält ein Weiß umschlungen, wie es treuer und besser in keinem Märchenliede besungen werden kann. Schöner wohl, aber treuer nicht. Er athmet die himmlische Luft des neuen Frühlings, er hört die berausende Stimme des brandenden Meeres und fühlt an seiner Brust das wogende Leben eines Herzens, von dem er weiß, daß es ein edles Herz, und daß es sein für immer ist. — Ist das kein Glück? Aber Reinhold ist auch der Mann, der dieß Glück zu schätzen weiß.

Er ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt und drei Jahre verheirathet. Er ist ein schöner Mann; das sagt ihm auch sein Spiegel, ich meine seine Frau, alle Tage. Dann lächelt er und erwidert ihr:

„Du bist noch viel schöner als das schönste Weib; wenn ich's auch nicht sehen kann, ich weiß es doch!“

An diesem Maiabend nun waren die Beiden ganz besonders glücklich. Warum, das soll der freundliche Leser (immer vorausgesetzt, daß ich einen solchen finde) sogleich erfahren.

Reinhold war Dichter. Nein, er war eigentlich kein Dichter. Er empfand, es durchglühte ihn wie einen wahren, echten Dichter, er beherrschte auch die Sprache wie ein Dichter — und war doch keiner. Es fehlte ihm jene un-



Der Hirsch des heiligen Hubertus. Nach einer Zeichnung von A. Bodmer. (S. 563.)

definirbare Kunst, die den schönen Gedanken so bestimmt zu fassen und so klar wiederzugeben weiß, daß er bei dem Empfänger zum geistigen Genuße und zur Quelle neuer Gedanken wird. Er gebrauchte, um seine edlen Ideen auszudrücken, so viele Worte, daß diese jene überschwebten; und je klarer er gerade dadurch seine Gedanken zu machen vermeinte, desto undeutlicher und verschwommener erschienen sie. — Das ist der Unterschied zwischen dem wahren Dichter und dem vermeintlichen: der wahre Dichter schildert in wenigen Worten ein ganzes Menschenleben; der vermeintliche vermag in einem Ueberschwall von Worten nicht ein Bild aus diesem Leben anschaulich darzustellen.

Reinhold nun hielt sich für einen Dichter und litt wie ein Dichter leidet, oder vielmehr, wie ein eingebildeter zu leiden glaubt. Schon in der Schule hatte er eine bedeutende Anzahl Verse gemacht. Die Reime klangen recht gut, und seine Umgebung hatte ihm zuerst jenes seine Gift in's Ohr geträufelt: schlechtangebrachtes Lob, unzeitigen Beifall. Seine Phantasien zeigten ihm bereits den Lorbeer des Sängers auf seinem Haupte. So kam er auf die Universität, ganz von seinem Dichterberufe erfüllt. Da erblindete er. Ihn traf das Unglück weniger, als es jeden Andern betroffen haben würde. „Milton war auch blind,“ das war sein erster Gedanke. So kehrte er in's Vaterhaus zurück und dichtete im Geiste weiter. Da kam die sanfte Adele in's Haus seiner Eltern. Sie war so lieblich, so gütig gegen den armen Blinden, aber sie war auch gebildet, belesen und konnte verständlich über das Höchste sprechen. Den einfachen, nur Herzensbildung besitzenden Eltern und seiner sonstigen alltäglichen Umgebung gegenüber hatte Reinhold seinen Geist nicht erschließen können; Adele aber wurde bald seine Vertraute. Er trug ihr von seinen Dichtungen vor, er erzählte ihr von neuen Plänen. Adele, selbst eine ideale Natur, verstand ihn schnell.

Sie liebte ihn. Sie konnte bald keinen andern Gedanken mehr als den, wie sie dem Geliebten Ersatz geben könne für die ungeheure Entbehrung des Lichts, wie sie ihn den entsetzlichen Verlust vergessen machen könne. — Da starb der alte Harms. — Am Tage der Bestattung hatte Reinhold zu Adele gesagt:

„Adele, was nun?“

„Ich bleibe bei Dir,“ hatte Adele erwidert.

„Aber was werden die Leute sagen?“ frug Reinhold weiter.

„Wir leben ja nur für uns; was gehen uns die Leute an!“ versetzte Adele.

„Ja, Du für mich, — aber was kann ich Dir sein?“

„Ich bleibe doch bei Dir, Reinhold.“

„Ich fühle mein ganzes Glend bei dieser Frage — kannst Du — willst Du — mein Weib sein?“

„Ja, mein Reinhold, Gott segne Dich; das ist mein höchstes Glück; dann kann ich Dir Alles sein.“

Wenige Wochen später waren die Beiden in aller Stille vom Priester verbunden. Unbeschreiblich ist die rührende Sorgfalt, die unendliche Güte, mit der Adele den blinden Gatten beglückte. Aber sie selber war noch viel glücklicher, wenn der Geliebte nur mit einem Händedrucke ihr dankte; und nun erst die Wonne, wenn sie, vor Freude zitternd, seine oft überschwebenden Lobes- und Liebesworte zu nützen suchte. — Wenn Adele ihr Tagewerk im Haushalt vollbracht hatte, dann gehörte sie ganz ihrem Gatten. Dann wurden die Ideen Reinhold's niedergeschrieben. Er dichtete und diktierte ihr, sie schrieb mit nie ermüdender Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Zehnmal veränderte er wohl einen Satz, einen Vers; sie fand immer die letzte Fassung am besten und schrieb ununterbrochen den Vers zum zehnten Mal. Und wenn Reinhold dann eine Weile nachsann, und sie einen Augenblick vom Papier zu ihm aufsehen konnte — das Glück dann in den milden, freundlichen Zügen!

So lebten sie wohl ein Jahr lang, als Adels Glück sich zu trüben begann. Reinhold, immer von seiner Dichtmission erfüllt, hatte verschiedene seiner Poëme an die Redaktionen mehrerer Zeitschriften eingesandt. Von den meisten erhielt er gar keine Antwort; von einigen eine kühl ablehnende. Er wandte sich in längeren Briefen an die bekanntesten Schriftsteller und Dichter, sich Rath und Unterstützung für sein Talent erbittend. Adele hatte immer auf's Neue wieder derartige Briefe abgesandt. Keiner der Angerufenen ging tiefer auf das Begehren Reinhold's ein. Nur ein Einziger sprach ihm einiges Talent zu; lobte die schönen Gedanken, empfahl aber die Einschränkung der Breite zu Gunsten der Tiefe. Dieser Brief, so wenig verheißend er war, spornte Reinhold von Neuem an, zumal Adele all' die anderen Mißerfolge mit vieler Erfindungskunst auf alle möglichen Zufälligkeiten und äußeren Umstände zu schieben wußte. Sie hatte längst eingesehen, daß die Ruhe und Zufriedenheit Reinhold's dahin sein würden, wenn er den Glauben an seinen Dichterberuf hätte aufgeben müssen. Mit jedem ablehnenden Briefe ward er unruhiger, mürrischer; noch empfindlicher traf es ihn, wenn man ihn gar keiner Antwort würdigte. Es kam vor, daß er tagelang vor sich hin brütete. Wenn ihm dann Adele mit guten Worten zuredete, sagte er: „Laß mich, Adele; ich hab's immer ertragen; ich dachte, ich könnte doch etwas werden, etwas nützen; aber, ich sehe, es ist nichts mit mir — ich bin erbärmlich unnütz!“

Dann erschöpfte sich die Gute in Trostesworten. Sie sprach von anderen Dichtern, die erst nach unendlichen Kämpfen und Schwierigkeiten zu Ehren gekommen seien;

er dürfe nicht verzweifeln an seinem Genius. Und er ließ sich wieder bereben und grübelte und dichtete weiter. Das hatte sich schon mehrere Male wiederholt, und Adele hatte einsehen gelernt, daß Reinhold nie zu dem so sehnlich von ihm gewünschten Ziele gelangen würde. Um so mehr steigerte sich die Sorge um den geliebten Mann. Die fortwährende Enttäuschung, die immer von Neuem vernichteten Hoffnungen hatten ihn finstern, unzugänglich, unmuthig gemacht. — „Ich verzichte auf Alles,“ sagte er, „ein einziger Erfolg hätte mich vielleicht emporgeschwungen.“ — Er unterließ das Arbeiten gänzlich, und es schien Adelen unvermeidlich, daß der Müßiggang ihn vollends niederwerfen müßte.

Ihre Mittel, ihn zu trösten, waren zu Ende.

Wie sie nun so eines Nachts neben ihm ruhte und auf seine Athemzüge lauschte, ob er nicht wieder schlaflos wie die vorigen Nächte über sein Unglück grübelte, da durchfuhr sie plötzlich ein Gedanke, der sie freudig und schreckhaft zugleich durchbeugte. Sie beugte sich näher zu dem Gatten. Er schlief jetzt wirklich. Schnell erhob sich Adele, warf ein Kleid über und schlich in's Wohnzimmer. Dort zündete sie Licht an und setzte sich zum Schreiben. Nach zehn Minuten war ein Brief geschrieben und zusammengelegt. Sie huschte wieder auf's Lager. Reinhold schlief noch. Adele aber sann und grübelte, bis der erste Strahl des Tages sie zur Arbeit rief.

Zwei Tage später kam ein Brief.

„Wieder eine getäuschte Hoffnung,“ sagte Reinhold, als Adele ihm den Abgangsort des Briefes nannte.

Diese erbrach schnell das Schreiben und rief:

„Mein Reinhold, welch' ein Glück, Dein großes Gedicht ist angenommen.“

Reinhold schnellte empor. — „Was! Lies, lies — um Gottes willen!“ Seine blinden Augen starrten vor freudigem Schreck.

Adele las nun die Mittheilung des Redakteurs einer hervorragenden Zeitschrift, daß derselbe das von Reinhold eingesandte größere epische Gedicht: „Die Geretteten,“ dankend acceptirte und ihn zu weiteren Einsendungen für sein Blatt aufforderte.

„Endlich, endlich!“ jubelte Reinhold. So freudig erregt hatte Adele den Gatten noch nie gesehen. Er umfaßte und küßte sie. So zärtlich hatte er sie noch nie geküßt. Sie sah, wie er neuen Lebensmuth schöpfte, wie die gebeugte Gestalt sich aufrichtete.

„Jetzt werde ich den größten Theil meiner Gedichte noch einmal durcharbeiten und dann dem Redakteur einsenden. Wenn nur erst mein Name einige Male gedruckt ist, dann wirst Du sehen, Adele, wie die Andern mich auch aufnehmen. Aber jetzt wollen wir arbeiten, mit neuer Lust und Liebe arbeiten, liebste Adele. Ach, ich war schon so verzweifelt, und jetzt diese Freude!“

Adele umfaßte den geliebten Mann und legte wehmüthig lächelnd ihr Haupt an seine Brust.

„Verzeihung, Geliebter,“ sprach es in ihr, „daß ich Dich betrüge, aber ich kann Dich nicht unglücklich sehen.“

Ja, sie hatte selbst jenen Brief geschrieben. Das Manuscript der „Geretteten“ lag wohl längst im Papierkorb des fälschlich von Adelen zitierten Redakteurs. Es war ein edler Betrug, aber es war immer ein Betrug, und zu seiner Fortführung bedurfte es einer Menge von weiteren Täuschungen und Erfindungen, das wußte Adele wohl.

Am Abende dieses Tages nun saßen die Beiden unter dem Lindenbaum, wie ich vorhin erzählt, und waren glücklich, wie selten andere Menschen. Reinhold sprach fast immer allein; Adele warf nur von Zeit zu Zeit ein zustimmendes Wort dazwischen, sie hielt ihn aber immer fest umschlungen, als hätte sie sich ein neues Recht auf seinen Besitz erkauft. — Reinhold war gesprächiger als sonst und erging sich in neuen Plänen für die nächste Zukunft. — Er hatte schon anzudeuten versucht, in welcher Nummer der . . . Zeitschrift sein Gedicht wohl erscheinen würde.

„Du hast doch mein Pseudonym deutlich unterschrieben?“ fragte er.

„Gewiß,“ sagte Adele. „Ich wundere mich, daß der Redakteur nichts von Honorar schreibt.“

„Wie prosaisch Du bist! Unter uns gesagt, ich würde noch eine Summe dazu gezahlt haben, wenn er's verlangt hätte. Mich verzehrt ein förmlicher Durst, meine Worte gedruckt zu sehen. Sieh, es ist ja nicht die leere Eitelkeit, die diesen unstillbaren Durst hervorruft und nährt; ich will ja persönlich gar nicht gekannt sein; ganz im Gegentheil, ich fürchte für mich selber die Oeffentlichkeit im höchsten Grade, ich will verborgen und im Stillen bleiben, darum habe ich ja gerade das Pseudonym angenommen. Nein, es ist ein anderer Ehrgeiz, der mich treibt. Sieh, wie die alten Völker ihre theuren Töchter einbalsamirten, so möchte ich mein Gedächtniß aufbewahren. Meine Gedanken und Ideen sollen mein Andenken erhalten, wie die Speereien jene Mumien, und wie man nach Jahrhunderten die ägyptische Königstochter wieder erkennt, so sollte man in fernster Zeit beim Lesen eines Liebes von mir sagen: „Das war Reinhold's Hall.“ Ist das nicht ein entzückender, erhebender Gedanke? Ja, Adele, ich würde gern Abschied nehmen von allem Erdenglück, könnte ich nur damit die Gewißheit erkaufen, daß ein einziges Lied von mir fortlebt!“

Adele lauschte seinen berebten Worten und machte im Stillen allen Redakteuren und Verlegern Vorwürfe, daß sie solche Gedanken nicht freudig aller Welt verkünden wollten. Ja, ja, Gedanken hatte Reinhold auch, und viel-

leicht hätte er auch in einer früheren Periode unserer Literatur die Oeffentlichkeit erreicht. Aber zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung sich begab, hatte man sich längst von der rein idealen Poësie abgewendet und behandelte mit Vorliebe alle möglichen realen Tagesfragen. Die Politik, die Kirche, die noch rauschenden Wellen der großen historischen Begebenheiten, die soeben stattgefunden, gaben den Dichtungen ihren Inhalt. Es war die Zeit der politischen Lyriker, eine möglichst ungünstige Zeit für Reinhold, aus dessen wortreichen Gedichten man erst mühsam den Gedanken herauszuden mußte. Man verlangte knappe Schlagfertigkeit, und er hatte nur langgedehnte Romantik. Er konnte erdenken und ersinnen, aber dichten konnte er nicht.

Es begann jetzt in dem von der Außenwelt fast ganz abgeschlossenen Harms'schen Hause eine neue Thätigkeit. Reinhold arbeitete an einem großen Trauerspiel, zu dem die Idee ihm schon lange Zeit vorgeschwebt hatte. Der Erfolg auf dem andern Gebiete gab ihm Hoffnung auch für jenes. Adele mußte angestrengtest schreiben, und das Schicksal dieses Trauerspiels weckte neue Sorgen und große Befürchtungen in ihr. Konnte sie ihrem Gatten auch hierfür einen Erfolg vorspiegeln? Das schien unmöglich. Aber für all' die innere Angst und allein getragene Sorge entschädigte sie die früher nicht gekannte Heiterkeit und Liebendwürdigkeit Reinhold's. — Dieser wartete mit großer Spannung auf das Erscheinen seines Gedichtes. Mit fieberhafter Erregung sah er dem Eintreffen einer jeden Nummer der . . . Zeitschrift entgegen. Adele vertröstete ihn von Woche zu Woche; bald aber überwältigte ihn die Ungebuld, und er äußerte schon Befürchtungen, man könnte sich anders besonnen haben und sein Gedicht gar nicht mehr drucken wollen. Er forderte Adele auf, noch einmal deswegen an die Redaktionen der . . . Zeitschrift zu schreiben. Mit Aufwendung aller ihrer Ueberredungsgabe veranlaßte Adele endlich ihren Gatten, noch eine Woche zu warten. Inzwischen mußte sie ihre Vorlesungen treffen. — Am Tage konnte sie keinen Augenblick für sich allein erübrigen; sie mußte also nächstlicherweile das Werk beginnen. So bald sie sich überzeugt hatte, daß Reinhold schlief, erhob sie sich von ihrem Lager und ging daran, aus all' den unzähligen Manuscripten, Zetteln und anderen Papieren ihre erste Niederschrift des Gedichtes „Die Geretteten“ hervorzuziehen. Sie hatte glücklicherweise Alles sorgsam aufbewahrt und fand es bald. Jetzt begann das Abschreiben. Drei Nächte verbrachte sie damit, denn das Gedicht war lang, und oft mußte sie in's Schlafzimmer horchen, ob Reinhold nicht erwacht sei. Endlich brachte sie's zu Ende. — Als am nächsten Sonntage das Blatt kam, konnte Reinhold vor Erregung kaum die Zeit erwarten, daß Adele das Kreuzband löste.

„Nun?“ frug er aufgeregt.

„Es ist da!“ rief Adele, gewaltig das Zittern ihrer Stimme unterdrückend.

Reinhold entfuhr ein Freudenlaut.

„Sehe Dich hieher, bitte, gute Adele, ganz nahe zu mir, und lies es vor!“

Adele rang nach Fassung. Sie bat um einen Augenblick Geduld; sie hatte draußen noch erst eine Kleinigkeit zu ordnen. Sie eilte hinaus und versuchte ihre Erregung zu bemeistern.

Reinhold mißfiel diese Verzögerung; als Adele wieder eintrat, sagte er etwas gereizt:

„Aber hätte das denn nicht bis nachher Zeit gehabt? Du weißt, ich vergehe vor Ungebuld.“

Adele setzte sich zu ihm.

„Mein Pseudonym ist doch mitgedruckt?“ frug Reinhold. „Steht er unter dem Titel oder am Ende des Gedichtes?“

„Unten — am Ende,“ entgegnete Adele, sich zusammenraffend.

„Lies jetzt, bitte!“

Und Adele begann, scheinbar aus der . . . Zeitschrift, die auch vor ihr lag, in Wirklichkeit aber nach der von ihr in nächstlicher Stunde angefertigten Abschrift, das lange Gedicht ihres Gatten zu lesen. Dieser horchte fast athemlos. Es war ein langersehnter, mit vielen getäuschten Hoffnungen theuer erkaufter Augenblick. Adele hatte zu Ende gelesen. Reinhold seufzte tief auf und sagte nach einer Pause:

„Wir haben keine Kinder, Adele, ich weiß nicht genau, was und wie ich für meine Kinder fühlen würde. Aber ich glaube, es müßte eine ähnliche Liebe sein, wie ich sie für dieß mein Seelenkind empfinde. Ist es nicht Geist von meinem Geiste? Nein, die Sorge darum kann nicht geringer als um ein leibliches Kind sein. Weißt Du aber, Adele, mein Werk kommt mir ganz verändert vor. Vieles hätte ich besser ausdrücken, manches Edige hätte ich abrunden können. Nun, Gottes Segen auf den Weg unseres Erstgeborenen! Du, Gute, hast viel darum mitgesorgt.“

Er küßte die erstarrende Adele.

Dann begann er wieder:

„Jetzt sieh' doch einmal nach, ob wieder bekannte Namen an dieser Nummer mitgearbeitet haben.“

Adele fand die Namen einiger bedeutenden Schriftsteller jener Periode.

„Eine gute Kameradschaft,“ sagte Reinhold, „jetzt wollen wir unter Hinweis auf den Abdruck meines Gedichtes wieder an einige der Herren schreiben, die uns bisher so kühl behandelt haben; man wird jetzt wohl anders mit uns reden; ein Erfolg weckt andere.“

Es begann nun eine schwere Zeit für Adele. Sie hatte sich in ein Unternehmen eingelassen, dessen Mühseligkeit und Schwierigkeit ihr erst jetzt klar wurde. Reinhold diktierte ihr alle möglichen Briefe an alle erdenklichen Redaktionen, Schriftsteller und Verleger, in denen er mit Bezugnahme auf seinen vermeintlichen Erfolg in der . . . Wochenschrift aufs Neue seine Werke anbot.

Mit der Redaktion des . . . Wochenblattes selbst sollte natürlich eine rege Korrespondenz unterhalten werden. Selbstverständlich mußte Adele ganz andere Briefe schreiben, als Reinhold ihr diktierte.

Einige schickte sie gar nicht ab. Andere wieder in der geheimen Hoffnung, es möchte sich die eine oder andere Redaktion finden, die die dem blinden Gatten vorgespielte Täuschung zur Wahrheit machen würde. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Man antwortete überhaupt nur in den seltensten Fällen. Adele mußte bald, um dem Gatten neue Nahrung für seine Leidenschaft zu geben, wieder selber Briefe an ihn schreiben, die sie von einem Loosjen, der nach Hamburg fuhr, dort unter dem Vorwande zur Post geben ließ, es handle sich um einen Scherz. Dann mußte auch wieder einmal ein Werk Reinhold's gedruckt erscheinen und daran knüpfte sich dann wieder eine Reihe von neuen Täuschungen. Es gehörte wirklich die ganze List eines liebenden Weibes dazu, um alle Möglichkeiten einer Entdeckung in Anspruch zu bringen und glücklich zu umgehen.

Ein Jahr lang und etwas darüber war es ihr gelungen, den Gatten in seinem beglückenden Wahne zu erhalten. Aber sie fühlte jetzt, daß ihre Kraft bald nicht mehr ausreichen würde, den Betrug fortzuspinnen. Die unaufhörliche Aufregung und die ewige Angst vor Entdeckung hatten ihre Nerven derartig angegriffen, daß sie mit Schrecken einen Moment herannahen fühlte, der ihr lustiges Glückgebäude zusammenwerfen mußte.

Der Moment kam auch, aber anders, als sie ihn sich gedacht hatte.

An einem Sommernachmittage las Adele ihrem Gatten wieder aus einer Nummer der . . . Wochenschrift vor. Außer Novellen und Gedichten brachte das Blatt am Schluß kurze Notizen und Mittheilungen aus allerlei Gebieten. Hierbei angelangt, las Adele plötzlich, ohne im ersten Augenblick die große Bedeutung derselben für sich zu erfassen, folgende Notiz:

„Herr Professor Albrecht von Gräfe hat eine Entdeckung gemacht, die auf dem Gebiete der Augenheilkunde von außerordentlich wohlthätigen Folgen begleitet sein dürfte. Es ist das Ausschneiden eines Stückes aus der Iris des Auges als Voroperation zur Heilung des grünen Staars. In der Klinik des Herrn von Gräfe in Berlin hat derselbe bereits mehrere vom besten Erfolge gekrönte Versuche gemacht, die einigen bisher für unheilbar erblindeten gehaltenen Personen das Augenlicht wiedergegeben haben.“

Anfangs harmlos, hatte Adele den letzten Theil dieser Notiz mit stoßendem Athem gelesen. Reinhold war emporgeschreckt.

„Ich bin am grünen Staar erblindet,“ leuchtete er endlich hervor.

Die nächsten Gedanken der Beiden waren für Jeden von ihnen so überwältigend, daß Keiner dem Andern gegenüber Worte dafür finden konnte. Durch Adels Geist stürzten gewaltige Empfindungen. Wenn er sehend wird — was dann? Ihr gegenüber hing ein Spiegel. Ein blaßes, eingefallenes, von Arbeit und Sorgen verhärmtes Gesicht sah daraus hervor. Es war das ihre. Zusammenerschredend sah sie auf den blühend schönen, unaussprechlich geliebten Gatten. Und — ihr Betrug?

Sie sprang in die Höhe, als wollte sie entfliehen vor all' den entsetzlichen Wahrscheinlichkeiten, die auf sie einstürzten.

Wenn ein guter Mensch einem geliebten Wesen ein Glück erschauen soll, das den Geliebten ihm selber zu entreißen droht, ist das nicht schrecklich?

Adele kämpfte und litt, wie nur ein liebender guter Mensch kämpfen und leiden kann. — Reinhold erging sich in den kühnsten Hoffnungen für sich und seine — Dichtkunst.

Schon am andern Tage begannen die Anstalten zur Reise nach Berlin. Von Cuxhaven nach Hamburg fuhr zweimal wöchentlich ein Dampfboot; von da die Eisenbahn nach Berlin.

An einem prächtigen Sommermorgen traten Reinhold und Adele Arm in Arm aus dem Hause. Jedes trug ein kleines Stück Gepäck. Die Nachbarn sahen es verwundert, aber keiner getraute sich zu fragen, denn sie hatten immer eine gewisse ängstliche Scheu vor dem jungen, unglücklichen blinden Manne und seinem stillen, abgeschlossenen Hause gehabt.

Ob Reinhold seine Schwelle überschritten, hatte er sein Weib umfaßt und freudig bewegt gesagt: „Auf glückliches Wiedersehen!“ — Dabei hatte er sie geküßt. Adele aber kämpfte mit ihren Thränen. Plötzlich umschlang sie ihn leidenschaftlich, hielt ihn gewaltsam zurück und preßte ihr Haupt für einen Augenblick an seine Brust. Sie wird wohl gebetet haben.

Jetzt schritten sie wortlos zum Hafen. Es begegnete ihnen ein Mann, der sie achtungsvoll begrüßte und verwundert einen Augenblick stillstand.

Es war Herr Drost, der Pastor. Adele hatte seinen

Gruß ehrfurchtsvoll erwidert und hemmte unwillkürlich auch ihre Schritte, als sie den würdigen Mann anhalten sah.

„Sie wollen verreisen?“ fragte der Pastor.

Adele erzählte ihm den Zweck ihrer Reise.

Mit offener Theilnahme hörte ihr der alte Herr zu. Als Adele geendet, schien er einen Moment in Gedanken versunken. Dann wünschte er unseren Freunden in herzlichen Worten Glück und Segen zu ihrem Vorhaben.

„Das war eine gute Vorbedeutung,“ sagte Reinhold, als der Pastor sie verlassen.

Wie der kluge Leser gewiß schon mit mir vorhergesehen hat, Reinhold Harms erhielt sein Augenlicht wieder. Der berühmte Augenarzt operirte ihn, und nach einer weiteren Behandlung in der Klinik wurde der jahrelang blind gewesene Mann auf beiden Augen wieder sehend.

Adele hatte den Gatten während dieser Zeit nicht besuchen dürfen. Sie hatte so lange allein in einem stillen Gasthause in der Nähe der Klinik gewohnt. — Ach, die quälenden Gedanken hatten sie recht sehr heruntergebracht. Sie war ja nie schön gewesen, aber das sanfte, gütige Antlitz hatte bei Jedem Interesse und Sympathie zu erwecken gewußt. Man kann mit wenigen Pinselstrichen aus einer Rafael'schen Madonna eine Karikatur machen; so hatte das Zagen, Bangen und sich Quälen das liebe Angesicht der guten Adele recht unschön werden lassen. — Als sie nun vernahm, daß die Voroperation geglückt sei und aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Gatte vollständig geheilt werden würde, da hatten sich all' die jagenden Gedankenwolken zu einem schwarzen, drohenden Gewitter zusammengeballt. Es kam der so sehr ersehnte, noch mehr gesüßte Augenblick, wo sie den Geliebten wiedersehen durfte; aber der Geliebte durfte sie dann auch sehen, und — — —

Reinhold war geheilt. Morgen konnte er die Anstalt verlassen. Heute sollte er zum ersten Male sein gutes, liebes Weib sehen. Erregt ging er in seinem Zimmer auf und ab. Er war wenig verändert; nur die männlich schöne Gestalt war mehr emporgerichtet, erhobener, sicherer. Der ihm so plötzlich gewordene Gewinn war ihm in all' den großen Folgen noch selber nicht ganz bewußt. Er sah nur, daß er wieder sehen konnte. Neue, kraftvolle Gedanken durchstürmten ihn. Er hatte so Vieles nachzuholen und nachzuleben.

Da ertönte ein leises Pochen an der Thüre. Das war sein Weib. Er öffnete die Arme. Mit einem lauten Schrei eilte Adele auf ihn zu. Als er die schwächliche, bleiche Gestalt hatte hereinstürzen sehen, da hatte er gezuckt, nur einen ganz winzigen Theil eines Augenblicks gezögert, — dann mit lautem Rufe sein Weib an's Herz geschlossen. Aber Adele hatte diesen winzigen Theil eines Augenblicks gewahrt, gespürt, mitdurchlebt — es war der erste Blick aus jenen schwarz zusammengeballten Gewitterwolken. Jenes Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, in dem Jemand in einem einzigen Moment ein ganzes Menschenleben durchlebt, ist kein Märchen; Adele hat die Wahrheit genugam erfahren in diesem winzigen Theile eines Augenblicks.

Die Beiden sind jetzt auf der Rückreise nach Cuxhaven begriffen. Wir treffen sie auf dem kleinen Dampfer wieder, der die Elbe von Hamburg nach Cuxhaven hinunterfährt. Es ist Hochsommer und ein prächtiger Tag. Reinhold und Adele sitzen nebeneinander auf Deck. Reinhold hat sich eben in langer Rede über sein Glück, seine Entwürfe und Hoffnungen ausgelassen. Er blickte immer in weiten Kreisen um sich, als müßte er das ihm verloren gegangene Schauen nachholen. Adele sah neben ihm, in Gedanken versunken. Sie kämpfte eben mit sich, ob sie jetzt oder lieber erst zu Hause ihren Betrug entdecken sollte. Reinhold fuhr fort:

„Wie freue ich mich auf unser Haus, unsern Garten. Aber, weißt Du, worauf ich mich noch unendlich mehr freue: auf den unter meinen Gedichten gedruckten Namen! Und, weißt Du, worauf ich mich am allermeisten freue: auf meine gedruckten Gedichte selbst! Hab' ich's blind so weit gebracht, werde ich sehend, will's Gott, nicht zurückgeschleudert werden! Ich bin nur neugierig, ob ich noch schreiben kann.“

Adele erfaßte seine Hand und sagte:

„Reinhold, ich muß Dir ein Geständniß machen. — Ich habe Dich betrogen. Es ist kein einziges von Deinen Werken gedruckt; ich — —“

Reinhold sprang auf. — „Weib!“

Die Augen Adelsens sahen unendlich ängstlich und flehend zu ihm auf.

„Ich bitte Dich, ich bete zu Dir, mein geliebter Mann,“ flüsterte sie leise. „Verzeihe mir, es ist ja aus Liebe geschehen; Du warst zu unglücklich, Du warst blind, Du wolltest verzweifeln, ich mußte Dich belügen!“

Wie wenn Jemand auf dem Gebirge gerade in dem Augenblicke, wo er die herrlichste, köstlichste Fernsicht hat, ausgleitet, in einen Abgrund stürzt und mit zerfetzten Gliedern, aber lebend, in einem Felsenpalt hängen bleibt, so ungefähr war's Reinhold bei dem Geständniß seiner Frau. Er war zuerst förmlich besinnungslos. Die Hoffnung und zuletzt die Zuversicht auf seine Dichtersendung war ihm zu tief im Herzen festgewachsen. Eine unglückliche Operation seiner Augen hatte ihn für einige Wochen verjagt gemacht; die Vernichtung seiner Träume schien ihm ein ewiges Elend.

Du lächelst vielleicht über einen Mann, lieber Leser,

der so unglücklich ist, weil einige mittelmäßige Verse von ihm nicht zum Drucke gelangt sind. — Wenn du aber selbst einmal geglaubt hast, oder vielleicht jetzt noch glaubst, daß du Beruf zum Dichter habest, und du konntest keinen urtheilfähigen Menschen finden, der das mit dir glauben will, — dann wirst du das Unglück unseres Freundes ohne Weiteres begreifen. Es ist ein wirkliches Unglück. — Den anderen Lesern aber möchte ich zu bedenken geben, daß bei höheren Naturen der Schmerz um den Verlust ideeller Güter der mächtigste ist. Jeden andern Gram lindert, heilt die Zeit, aber wer ergründet den Schmerz eines Malers, dem unheilbares Siechthum die Hände gelähmt?

Adele blickte fassungslos auf den Gatten, dessen eingebildetes Glück sie soeben vernichtet hatte. Er starrte sie einen Augenblick wie irre an. Seine Hand war geballt, seine Lippen wollten sich eben öffnen, — ich glaube, zu harten Worten, — da trat ein Mann auf die Beiden zu, machte eine tiefe Verbeugung und sprach:

„Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Geheimrath von Holst, und diese junge Dame, meine entfernte Alerwandte, heißt Annette Haller. Ich begleite das junge Mädchen nach Cuxhaven, wo sie eine Zeitlang ihrer Gesundheit wegen bleiben wird. Da ich aber nicht bei ihr bleiben kann, so werden Sie begreiflich finden, daß ich sie möglichst gut untergebracht zu sehen wünsche. Nun hat der Kapitän dieses Schiffes, mit dem ich darüber sprach, mir von Ihnen, mein Herr, und Ihrer Frau Gemahlin erzählt. Ich kenne oberflächlich Ihre wunderbare Lebensgeschichte. Wir haben keinen einzigen Bekannten in Cuxhaven; würden Sie meinen Wunsch, den ich hiermit auszusprechen wage, daß Annette in Ihnen einen lebenswürdigen Anhalt finden möge, unbescheiden finden?“

Adele athmete während der Rede des fremden Herrn tief auf; er erschien ihr wie ein rettender Engel. Reinhold's Zornausbruch wurde durch die plötzliche Anrede zurückgehalten. Er blickte erstaunt auf die beiden vor ihm stehenden Personen und machte eine Verbeugung. Adele reichte der jungen Dame die Hand.

Während nun die vier Personen die eben geschlossene Bekanntschaft weiter spinnen, will ich die beiden Neuangekommenen auch dem Leser vorstellen. So viel muß ich aber hier noch einschalten, daß Reinhold und Adele in Bezug auf ihre Erlebnisse und Verhältnisse weit mittheilsamer waren, als die Fremden.

Der Herr Geheimrath hatte eine ganz besondere, unauffällige und doch sichere Weise, recht viel aus den Leuten herauszuhören. Dagegen hütete er sich sehr wohl, von dem zu reden, was ich jetzt über ihn und seine Begleiterin berichten will.

Geheimrath von Holst war ein Mann von etwa sechzig Jahren, der immer — lächelte. Der berühmte lachende Mann von Viktor Hugo wurde bekanntlich durch eine chirurgische Operation im Gesicht zum permanenten Lachen verurtheilt.

Es schien nun, als ob Jemand eine ähnliche Prozedur mit dem Herrn Geheimrath hätte vornehmen wollen, aber nicht damit zu Ende gekommen wäre. Noch einen etwas tiefern Schnitt in die Oberlippe, das ewige Lachen wäre fertig gewesen. So war's beim Lächeln geblieben. Aber das genirte ihn durchaus nicht. Er hatte sich bereits zum Geheimrath und zum unentbehrlichen Faktotum des regierenden Fürsten von X. hinaufgelächelt. Ich nenne dieß kleine deutsche Fürstenthum X., denn es war im übrigen Europa wirklich eine ziemlich unbekannte Größe. Trotzdem hatte der im Jahre 185 . . . regierende Fürst einen Thronerben und ein Hoftheater. Fräulein Annette Haller, die Begleiterin des lächelnden Herrn Geheimraths, war zweite Liebhaberin des Hoftheaters und erste Liebhaberin des Thronerben von X. — Ja, Annette Haller, die wir noch näher kennen lernen werden, war — hübsch? — schön? — Nein! Keins von beiden, aber sie war — reizend! — Ich schäme ein hübsches Weib hoch; ich verehere ein schönes Weib, aber ein reizendes Weib — fürchte ich. — So ging's auch dem Fürsten von X. Der Prinz, sein Thronfolger, zeigte eine so gefährlich ernste Neigung für die klug zurückhaltende Schauspielerin, er erklärte so bestimmt und zurecht, daß er sie zu seiner legitimen Gemahlin erheben würde, daß dem regierenden Vater ganz angst und bange wurde. — Da mußte der lächelnde Geheimrath helfen. Es ist ganz seine Sache und soll hier nicht erst langweilig auseinandergelegt werden, wie er es durchgesetzt hat, daß die reizende Annette ihre schöne Prinzenliebschaft aufgegeben hat und mit ihm davongegangen ist. Der Prinz war für einige Tage vertriebt, da gab ihr der Lächelnde eine Mixtur von Drohungen, Versprechungen, Lügen, Wahrheiten u. s. w., was weiß ich, — genug, er bringt sie jetzt nach einem der entlegensten kleinen Orte Deutschlands, nach Cuxhaven, wo sie selbst ein verliebter Prinz so leicht nicht wieder findet. Außerdem hat er einen Kontrakt mit ihr geschlossen, dessen Respektirung der reizenden Annette nicht zu unterschätzende Vortheile bringt, dessen Bruch ihr aber recht fühlbaren Schaden zufügen könnte.

Das ist die geheime Geschichte der beiden neuen Bekannten unserer Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gewinnung des Kautschuks.

Von
Max Birth.

Obgleich es nahezu vierhundert Jahre her ist, daß der erste Europäer mit dem Kautschuk bekannt wurde, nämlich kein Geringerer als Kolumbus bei seinem ersten Besuche auf Haiti, und



Fig. I. *Hevea Guianensis*.

obwohl die Konquistadoren vor über 350 Jahren bei den Indianern Mexikos sahen, daß Bälle, Helme, Schuhe, wasserdichte Kleidungsstücke und andere Artikel aus diesem nützlichen Rohstoff gemacht wurden, so war derselbe doch unserer älteren Generation noch auf der Schule in keiner andern Verwendung bekannt, denn als Gummi elasticum beim Zeichnen. Erst vom zweiten Viertel unseres Jahrhunderts an begann die Industrie sich dieses für uns jetzt fast unentbehrlich gewordenen Materials zu bedienen, nachdem Karl Goodyear 1823 ein Patent für die Auflösung dieser Substanz in Kautschuk genommen hatte, um mit Hilfe seiner Lösung wasserdichte Stoffe zu bereiten, aus denen damals Ueberzieher gemacht wurden, welche viele Jahre den Namen des Erfinders trugen.

Um die gleiche Zeit wurden die ersten elastischen Zeuge fabrikt, zu welchen aber Kautschukfäden verwendet wurden, die aus dem rohen elastischen Gummi geschnitten waren. Die erste allge-

meine industrielle Massenverwendung des Kautschuks erfolgte durch die Einführung der Gummistiefel in den 1830er Jahren, welche aber größtenteils als schlüpfrig und gesundheitsschädlich wieder abgeschafft sind. Zu seiner heutigen durchgreifenden Bedeutung gelangte der Kautschuk erst durch die Erfindung der Vulkanisierung des Kautschuks. Seitdem ist dieser Stoff ein geschätztes Material auf vielen wichtigen Gebieten des Lebens geworden. Die Chirurgie bedient sich dieses Stoffes zur Linderung der Leiden der Menschen; er wird in der Maschinen- und Werkzeugfabrikation ebenso häufig in Anwendung gebracht wie bei der Textilindustrie. Der Kautschuk spielt eine gleich große Rolle bei der Feuerwehr wie bei den Gaseinrichtungen oder bei den Kinderspielsachen. Seine Anwendungen sind so vielfach, daß auch nur die Aufzählung der einzelnen Artikel, welche gegenwärtig aus diesem Material gemacht werden, den uns zugemessenen Raum überschreiten würde. Dieser kostbare Stoff ist uns so wertvoll geworden, daß sich unwillkürlich der Gedanke darauf richtet, ob nicht das stete Anwachsen des Gebrauchs des Kautschuks zum Raubbau, zur Ausrottung der Gummibäume und zur Verfühlung der kostbaren Quellen führen möchte. Ein Blick auf die Gegenden, wo der Kautschuk und die Guttapercha gewonnen werden, verschafft glücklicherweise diese Besorgnis.

Den besten Kautschuk liefern in reichlichster Quantität verschiedene Arten der *Hevea* oder des südamerikanischen Kautschukbaumes, welcher in der Provinz Para im Thale des Amazonasstromes in ungeheurer Menge und bedeutender Größe gedeiht. Der Ueberfluß an Gummibäumen in Para mag aus der That- sache geschlossen werden, daß diese Provinz allein im Jahr 1877 146,800 Centner Kautschuk ausgeführt hat, wovon die Hälfte nach Liverpool ging. Dieser Baum, von welchem wir einen Zweig in der beifolgenden Abbildung Figur I. in ungefähr fünf- facher Verkleinerung bringen, erreicht eine Höhe von 60–70 Fuß, er wird gegen 1 Meter dick, hat eine dünne, glatte, graubraune Rinde, weißes Holz und bildet an dem weit ausgebreiteten Zweig- werke langgestielte, dreizählige Blätter, unbedeutende Blumen in sparrigen Trauben und große, knochenharte, dreieckige Kapselfrüchte mit eiförmigen, graulich-gelben, braungestrichelten Samen. Der ost- indische Kautschuk reicht nicht an die Güte des amerikanischen heran. Darum hat der Baum auch für die betreffenden Gegen- den, namentlich für Brasilien, eine große Bedeutung erlangt, in- dem sich daselbst etwa gegen 12,000 Menschen all- jährlich mit der Kautschukgewinnung beschäftigen, der meist von Para aus in den Handel kommt. Der Baum ergiebt übrigens auch von selbst in nicht unbedeutender Menge seinen Milchsaft durch die Wurzeln in den Boden, namentlich wenn dieser sumpfig ist. Einen solchen Kautschuk gewinnt man durch Graben und nennt ihn deshalb gegrabenen Kautschuk, *Dapiho* oder *Japis*, eine Erscheinung, welche ehemals zu dem Glauben veranlaßte, daß es auch fossilen Kautschuk gebe. Nach Humboldt benützte den Kautschuk schon seit uralter Zeit die Indianer- stämme der Otomaken und Omaguas am Amazonas- strome, so daß sein Gebrauch von diesen auf die civilisirten Völker überging.

Nächst der *Hevea* liefert das reichlichste und beste Material die *Ficus elastica* oder der indische Gummifelsenbaum, von welchem wir eine Abbildung in Figur II. geben. Dieser Baum gedeiht besonders in Ostindien, im indischen Archipel und namentlich in Assam, wo ein ungefähr 50 Kilometer langer und 14 Kilometer breiter Distrikt, ganz mit Gummibäumen bepflanzt, 43,000 Stämme ent- halten soll, von denen mancher die Höhe von 100 Fuß erreicht. Auch auf Madagaskar gedeiht dieser Gummibaum reich- lich, wie denn überhaupt Afrika viel Kautschuk, obwohl von geringer Qualität, liefert, was aber wohl mehr von schlechter Behandlung als von der Natur des Materials herrührt. Au- ßerdem liefert eine reben- artige Pflanze, die *Ur- coela elastica*, welche auf Madagaskar, Vorneo, Sumatra, in Sin- gapore, Penang und in anderen Gegenden üppig wächst, einen bedeutenden Ertrag von gutem Kautschuk.

Um den Gummisafte zu gewinnen, wird eine Reihe von Schnitten durch die Rinde des Baumes gemacht, und es werden kleine Gefäße angehängt, um den heraustretenden milchigen Saft aufzufangen, wie dies auf Figur III. zu sehen ist. Der dann festgewordene Kautschuk ist beinahe farblos und in dünnen Schichten ziemlich durchsichtig. Das Trocknen des Saftes geschieht in folgender Weise: Eine Art Pläuel oder flacher Schlägel, welcher mit einem dünnen Lehmumantel überkleidet ist, wird in einen mit dem Gummisafte gefüllten Eimer getaucht und dann, wenn er ganz damit überzogen ist, über ein Feuer gehalten, in welches gewisse wilde Rasse geworfen werden, die beim Verbrennen eine Fülle aromati- schen Rauches entwickeln, wie dies auf Figur IV. zu sehen ist.

Ueber dem Feuer ist ein kurzes Ramin angebracht, um den Rauch kompakt aufwärts zu führen. So- bald nun die erste Lage des Saftes anfängt zu trocknen, wird der Schlägel



Fig. II. *Ficus elastica*.

wieder in den Eimer getaucht und wieder getrocknet und die Operation so lange wiederholt, bis die Gummilage ungefähr die Dicke eines Fells erreicht hat. Hierauf wird ein Schnitt durch den so gewonnenen Kautschukcylinder gemacht, so daß er von

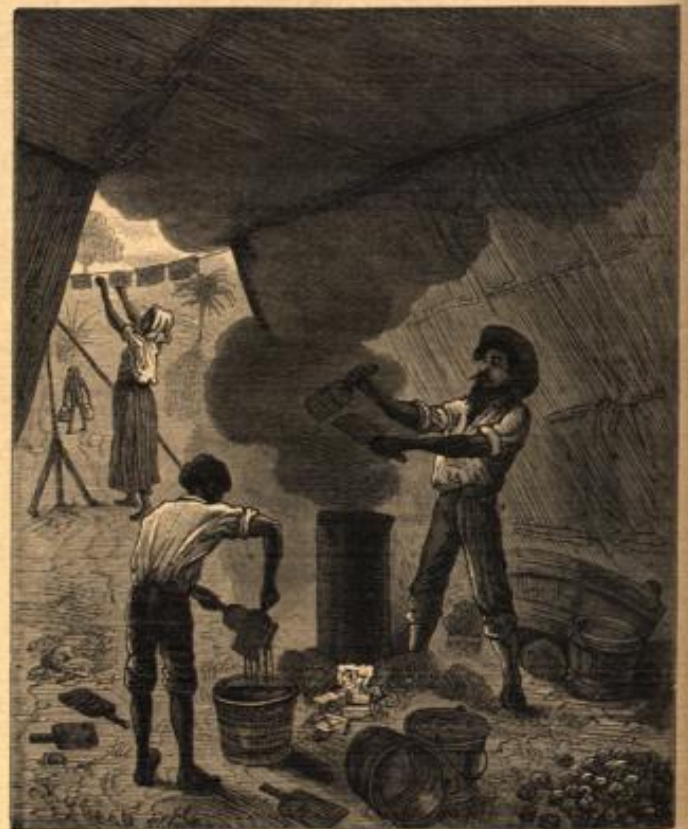


Fig. IV. Das Räuchern des Gummis.

dem Schlägel gelöst und zum Weiterdrehen an der Luft auf- gehängt werden kann. Auf diese Weise wird der Parakautschuk bereitet, welcher einen angenehmen aromatischen Geruch hat.

In neuester Zeit hat eine Kautschukform, das Ebonit, die größte Bedeutung gewonnen. Man bezeichnet mit diesem Namen hornisirten oder gehärteten Kautschuk, eine harte, doch immer noch etwas elastische, schwarze, glatte und glänzende Masse, welche in der Hitze wieder erweicht und sich dann zu allerlei nützlichen Gebrauchs- gegenständen formen läßt, von denen namentlich Räder, Feder- halter, Scheiben für Elektrifizierungsmaschinen, physikalische und chirurgische Apparate, Uhrketten und verschiedene Schmuckgegenstände hervorgehoben werden mögen. Die Grundmasse ist ein mit sehr viel Schwefel bei hoher Temperatur vulkanisierter Kautschuk, dem man je nach Bedürfnis verschiedene feste Stoffe beigemengt hat, namentlich zur Erzielung der schwarzen Farbe Asphalt, Steinkohlentheerpech, Ruß oder fein zerkleinerte Kohle. Der Name Ebonit ist wohl in Folge der Ähnlichkeit dieser Masse mit dem Ebenholze entstanden.

Rezept.

Ritt für Marmor und Alabaster. 9 Thle. gepulverte gebrannte Ziegelerde mit 1 Thl. gefiebter Bleiglätte werden innig gemischt und die Mischung mit Leinöl so verarbeitet, daß es die Konsistenz eines Pflasters hat. Vorher sind die gebrochenen Stellen anzufeuchten.



Fig. III. Das Auffangen des Saftes.



Besuch bei der Mutter. Nach einem Gemälde von Arthur Stöck. (S. 563.)

Graf Rübezahl.

Roman

von

Johannes van Deraak.

(Fortsetzung.)

Frau von Montlet richtete sich auf, ihre Augen glänzten noch lebhafter wie gewöhnlich und ihre feinen Nasenflügel blähten sich, ihre Pupillen öffneten sich noch weiter und wanderten zwischen jenem Blatt Papier und dem verdüsterten Gesicht des Grafen hin und her. — Es war der Schimmer eines freudigen Aufleuchtens darin, denn er gab ihr Geld, eine große Summe, und sie hätte so gerne eine riviere besessen, welche sie gestern bei Friedländer im Schaufenster gesehen hatte, aber Unruhe und Frage sprachen zugleich aus denselben. — Was hatte das Alles zu bedeuten? — Den Konturs anmelden, welche Thorheit! ...

Sie erfuhr es gleich hinterher.

„Das ist so ziemlich das Letzte, was mir übrig bleibt, und ich gebe es Dir, Judith, und bitte Dich, Rath damit zu halten, denn — so schwer es mir wird, es Dir zu sagen — wir müssen uns trennen.“

Er sprach dieses schnell in einem Athem, die letzten Worte beinahe barsch, als fürchtete er, er könnte stecken bleiben. Er war ein gutmüthiger Mensch, und wenn er sie auch nicht liebte, — sie that ihm leid.

Die Französin sah ihn an, unglaublich, heftig erschrocken zuerst, aber gleich wieder gefaßt; seht, wo er sie ansah, betroffen über ihr Schweigen, lächelte sie schon wieder.

„Behalte Dein Geld ... das kann Dein Ernst nicht sein,“ erwiderte sie gelassen. „Wir sind zu alte Freunde, Konrad, ich ziehe vor, bei Dir zu bleiben ... wir werden nicht verhungern.“

Sie schob den Brief zurück und lehnte sich mit gekreuzten Armen in die Sophaecke, sie sah ihn an aus ihren mächtigen, überlegenen Augen, als wollte sie ihn magnetisiren. Sie hatte ja so oft ihre Kraft erprobt an diesem Wankelmüthigen, sie kannte ihn so genau. — Sie hatte beinahe Mitleid mit ihm.

Er war ein Kind, er hatte den Kopf verloren, weiter nichts. Was er da sprach von jenem letzten Rettungsanker ... ein Schreckschuß war das. — Also eine momentane größere Geldverlegenheit? ... Thorheit! ... Graf Rübezahl blieb immer Graf Rübezahl, sein Besitzthum konnte ihm Niemand nehmen, denn es war Majorat. — Sie ersagte die Situation und wollte sogar die Großmüthigen spielen.

„Wenn Du hungern mußt, hungere ich mit, lieber Konrad,“ sprach sie mit einem feinen Lächeln zum zweiten Male.

„Damit wird's leider nicht gethan sein,“ erwiderte er finster und richtete den Kopf empor. „Du lächelst, Judith? ... bei Gott, ich scherze nicht! — Aus zweierlei Gründen müssen wir uns trennen. Zum ersten, wie gesagt, ich bin ein Bettler, denn ... man will mich auf eine ganz kleine Pension herabsetzen, auf Jahre hinaus, ich habe also die Mittel nicht mehr, Dir zu geben; zum zweiten aber will ich heirathen.“

Eine unplötzliche Veränderung ging vor in den Mienen der schönen Frau, sie richtete sich auf und zog mit einem langen Athemzuge die Luft ein. Die schön gezeichneten Brauen zogen sich zusammen und sie wechselte ein wenig die Farbe. Ihr kleiner Mund öffnete sich und ein kurzes, bezeichnendes „Ah!“ kam über ihre Lippen. Dann nickte sie zustimmend und sprach mit dem natürlichsten Tonfalle von der Welt:

„So — also Du willst Dich verheirathen? ... Eh bien, — Du bist in dem Alter, wo Du das darfst. Wenn Deine zukünftige Gemahlin reich ist, woran ich nicht zweifle, so kommst Du damit am besten aus allen Deinen Geldverlegenheiten heraus ... Aber inwiefern berührt das mich, lieber Freund?“

Der Graf schüttelte ungeduldig die Schultern und machte eine abweisende Geste mit der Hand.

„Du faßt die Dinge auf nach Deiner Weise,“ sprach er sich erhebend, „aber Du irrst Dich, Judith: die Frau, die ich heirathen werde, ist arm, ich selbst bin ruiniert, auf Jahre hinaus; außerdem, ich habe nicht die Absicht, eine Ehe à la mode zu führen, — ich liebe meine Braut.“

Sie sah ihn groß und unglaublich an. Sie stieß sogar ein kurzes, helles Lachen aus, ihr Auge blühte erst spöttisch, dann stahlhart — fast verächtlich.

„Also eine Hütte und ein Herz? ... Du, Konrad?! — Parole d'honneur — Du machst mich lachen! — Mein armer Freund, glaube mir, Du überschätest Dich ... Geh zu Bett und laß den Doktor rufen.“

Er ging mit großen Schritten auf und ab, ihn trafen diese Worte wie ein Spornstoß. Sie hatte allerdings Ursache genug, so von ihm zu denken. Er machte eine zweite, sehr energische Bewegung mit dem Kopfe. Sie aber erhob sich ebenfalls, schwebte langsam auf ihn zu und legte ihre weiße, beringte Hand fest auf seine Schulter.

„Also wirklich, Du bist verliebt? ... C'est sérieux cette fois? ... Un mariage d'inclination träumst Du ... und ich soll nun meine sieben Sachen packen und mich trolchen

wie ein überflüssiges Möbel?“ sprach sie, ihm groß in die Augen sehend aus nächster Nähe.

„Es wäre mir lieb, Judith, Du sprächest verständig,“ versetzte er, ihren Blick vermeidend. „Du brauchst nicht schlechter zu leben oder zu verhungern deshalb; Du hast Dein eigenes Haus und hast Dir hoffentlich genug gespart, um Dir etliche Jahre selbst durchzuhelfen. Wenn Du nur auf Deine Parasiten und einige Deiner kostspieligen Passionen verzichten willst, so wird's schon gehen.“

„Und wer ist die Glückliche, welche Du zur Gräfin Rübezahl zu machen gedenkst?“ frug Jene fort, ohne direkt zu antworten und in demselben überlegenen, spöttischen Ton.

„Ein Fräulein von Steinau,“ erwiderte er kurz, fast herausfordernd und sah sie an. Sie ließ ihre Hand sinken und trat zurück. Abermals veränderten sich ihre Mienen, ein Ausdruck von Schreck, ein Stirnzucken, dann das vorherige ungläubige Lächeln. O — sie war eine gewandte Komödiantin, diese Frau von Montlet, — sie war eine gefährliche Person und ihm weit überlegen.

„Ich habe den Namen niemals bisher gehört,“ versetzte sie völlig ruhig. „Ich wünschte ihr alles Gute! ... Was aber den andern Punkt betrifft, so behalte Dein Geld, Konrad, und sei kein Kind. — Du wirst nicht leugnen, daß ich Rechte auf Dich habe, durch lange Jahre erworben. Ich halte es durchaus nicht für nöthig, dieselben aufzugeben, weil Du gesonnen bist, Dich zu verheirathen.“

Sie nahm wieder Platz und betrachtete aufmerksam ihre schlanken Hände, gleichsam als sähe sie das Alles hiemit als erledigt an.

Der Graf sah ungeduldiger aus wie je und sehr verlegen. Plötzlich stampfte er mit dem Fuß auf die Diele, wandte sich heftig herum und sprach:

„Du würdest mich verpflichten, wenn Du mich endlich verstehen wolltest und mir meine ohnehin schon schwierige Lage nicht noch schwerer machtest. — Noch einmal, Judith ... ich spreche im vollsten Ernst: wir müssen uns trennen. — Ich wollte, eben um der langen Jahre unserer Bekanntschaft und mancher gemeinsamer Erinnerungen willen, es geschähe in Freundschaft und mit Anstand.“

„Unbedingt, lieber Freund, soll es das, wenn ich mich einmal entschließen kann, Dich aufzugeben. — Ich bin nur ein wenig überrascht durch Deine brüste Erklärung. Ich bitte, mir Zeit zu lassen, um zu überlegen. In etlichen Tagen werde ich Dir sagen, ob ich im Stande bin, das Opfer zu bringen oder nicht.“

„Du brauchst mir nicht zu zürnen, Judith,“ sprach er, ihre Hand suchend, sie aber entzog ihm dieselbe mit einiger Heftigkeit.

„Oh — sans excuses, s'il vous plaît!“ damit machte sie dem Grafen eine förmliche Verbeugung und verschwand im Nebenzimmer.

Der Schlüssel klickte, sie hatte sich eingeschlossen. Ungeduldig stampfte der Graf den Fußboden und schüttelte mit dem Kopfe.

„Run — um so besser dann!“ murmelte er nach einer kleinen Weile, nahm seinen Hut und verließ sehr wenig zufrieden über den Ausgang dieser Unterredung das Hotel. — Langsam und etwas nachdenklich ging er die Linden hinunter, seiner Behausung zu, froh im Ganzen, daß das glücklich vorüber war und daß er nun an Greta schreiben konnte, wie tapfer er sich benommen hatte. Er ahnte freilich nicht, was mittlerweile von der andern Seite geschah.

XLVII.

Frau von Montlet, die Freundin des Grafen, war keine zu verachtende Gegnerin, sie scheute vor keinem Mittel zurück, Graf Rübezahl triumphten deshalb ein wenig zu früh. Ich habe hinterher zufällig ein Stück von ihrer Biographie erfahren; soweit es möglich ist, theile ich dasselbe hier mit: Sie war von guter bürgerlicher Herkunft, die Tochter eines Pariser Advokaten, der seine ganze Familie in das bitterste Elend versetzte, als sich bei seinem Tode ein rechtsgültiges Testament vorfand, welches seine Mätresse auf Kosten der Kinder zur Haupterin einsetzte. Das, was für die zahlreichen Nachkommen übrig blieb, war so wenig, daß Jene gezwungen wurden, sich durch sich selbst ihr Fortkommen zu suchen. Die damals etwa sechzehnjährige Judith versprach sehr schön zu werden; dem Beispiet ihres Vaters folgend, hatte auch sie schon einen Geliebten, einen Kittenmeister von den Gardearabiniers, der mit seinem Regiment in Versailles im Quartier lag. Zu diesem nahm sie ihre Zuflucht und durch seine Fürsprache kam sie zum Theater. Bei ihrer Schönheit und ihren Kenntnissen hätte sie Carrière machen können auf den Brettern, aber sie war talentlos und träge; sie war eine gute Komödiantin im gewöhnlichen Leben, aber nur eine sehr mäßige Schauspielerin. Nichtsdestoweniger erhielt sie sich eine Weile in diesem Berufe, der sie mit vielerlei Leuten in Berührung brachte, sie kam aber nicht über die allerersten Anfänge hinaus. Sie bekam ihn endlich satt, sie fühlte einen plötzlichen Degout — sie hatte die Liebhaber gewechselt wie die Handschuhe nebenbei — sie sagte dem Theater Valet und ging mit einem reichen Herrn auf Reisen — zuletzt in die Bäder. — Jähjornig und verwunderlich, wie sie war, hielt es Niemand lange mit ihr aus, trotz ihrer großen Schönheit, und so sank sie schnell von Stufe zu Stufe, bis sie endlich einen Hafen fand, wo sie ihn am wenigsten erwartet hatte, beim Grafen Rübezahl nämlich — das Uebrige ist uns bekannt.

Sie hatte in den langen Jahren sich ganz in die Rolle einer großen Dame hineingelebt, und sie glaubte, daß das niemals ein Ende nehmen könnte, denn sie war schöner als alle die anderen Frauen, sie besaß Lebenserfahrung und war klug geworden durch mancherlei trübe Erfahrungen. Sie beherrschte den Grafen, dem sie an Charakterstärke — an Rücksichtslosigkeit und Scharfsinn überlegen war. Sie kannte außerdem des Freundes Schwächen und war nicht eifersüchtig; nach Art der Französinen war sie mehr sein guter Kamerad als seine Geliebte: sie ritt mit ihm und trank mit ihm, sie jagte mit ihm, sie war bald die große Dame, bald die ausgelassene Grisette, sie fügte sich in alle seine Launen, und dennoch war er ein wenig ihr Sklave in den ersten Jahren, trotz ihrer dunklen Herkunft, und dennoch weichte er sie ein in alle seine großen und kleinen Geheimnisse, bis auf den einen, den Geldpunkt nämlich, weil das seine Eitelkeit nicht litt.

Seit Jahren schon war der Graf allmählig kühler gegen seine Mätresse geworden und in der letzten Zeit hatte er sie ganz vernachlässigt, aber diese glaubte ihn so gut zu kennen und zu beurtheilen, wußte, wie sehr Jener an sie gewöhnt war, daß sie sich hierüber nicht eben groß beunruhigte. So etwas ist ja nur zu natürlich im Leben: die Männer sind veränderlich, man muß sie ruhig gewöhnen lassen, und wie gesagt — eifersüchtig war sie nicht. Sie ließ ihren Liebhaber thun, was er für gut fand, noch mehr, sie erlaubte sich sogar, sich selbst einen Freund in der Person des Malers von Bodmann zuzulegen. Die Beiden — ich sage es mit Scham — paßten auch zu gut zu einander, als daß sie, einmal mit einander in Berührung gekommen, nicht nothwendig hätten Freunde werden müssen. — Erst das geheimnißvolle Wesen, das Versteckspielen des Grafen hatte sie besorgt gemacht, sie vermuthete eine neue Leidenschaft, und das Marmirende bei einer solchen war ja nur, daß er dieselbe so geheim hielt. Sie wußte auch um seine Geldverlegenheiten, aber nimmermehr hätte sie geglaubt, daß es so schlimm stand und daß Graf Rübezahl es wagen würde, mit ihr zu brechen.

Die erste Folge dieser so kurz beendeten Unterredung war bei ihr ein Ausbruch heftigen Zornes. Wie eine gereizte Löwin in ihrem Käfig, so ging sie jetzt in ihrem Schlafzimmer auf und ab, dann lachte sie plötzlich hell und spöttisch auf, blieb stehen mit verschränkten Armen und glühenden Blicken, und sah vor sich hin.

Also jenes junge, blasse Fräulein, welches ihr Bodmann in Helgoland als Fräulein Steinau bezeichnet hatte, war die neueste Neigung ihres Ungetreuen, und Jener sollte sie weichen? ... Sie?! ... Der Graf war blind, wie konnte sich dieses Kind mit ihr vergleichen, wie konnte es ihn fesseln?

„Der Thor! ... er gedenkt mich abzuschütteln wie einen Handschuh! Aber er soll sich irren!“ knirschte sie.

Es war aber ihre Art nicht, sich lange bei Worten aufzuhalten ... handeln wollte sie und auf der Stelle. — Also doch! Um dieser Landschönheit willen hatte der Graf den kleinen Roman gespielt, bei jenem seltsamen Magister gewohnt als ein Herr Rauben und den Schmuggler kopirt, um mit dem Vater Bekanntschaft zu machen? ... Sie hatte keine Ahnung von der Existenz jenes Halbbruders, sonst wären ihr die Augen wohl schon früher aufgegangen.

War diese Vermuthung richtig ... welche Waffe hätte sie dann gegen den Grafen in Händen! ... Hätte sie nur dahinter kommen können, ob jener Herr Rauben und Graf Rübezahl wirklich ein und dieselbe Person waren, was jetzt immer wahrscheinlicher wurde, oder ob ein tückischer Zufall seine Hand hier im Spiel hatte. Darüber mußte sie sich Gewißheit verschaffen, um jeden Preis. Ihre Rechte griff schon nach der Klingelschnur. Sie warf im Fluge einige Zeilen auf's Papier und gab das Billet der Jofe.

„An Herrn von Bodmann,“ befahl sie und schlüpfte dann in ein einfaches schwarzseidenes Kleid. Sie zog den Mantel an, setzte sich den Hut auf und ging die Treppe hinab. Draußen zog sie den schützenden Schleier dicht über ihr Gesicht und schritt quer über die Linden der Charlottenstraße zu. Sie wollte Herrn von Bodmann sprechen und die Anweisung beim Bankier versilbern. Dieselbe stak in ihrer Tasche. Sie that das Letztere zuerst. Der galante Bankier empfing die schöne Dame mit vielen Komplimenten und geleitete sie selbst in das Allerheiligste.

„Womit kann ich Ihnen dienen, allerwertheste, allerhöflichste gnädige Frau?“ begann er schmunzelnd und mit seinen verliebten schwarzen Augen sie lästern betrachtend.

Diese, ohne auch nur Platz zu nehmen, zog die Anweisung aus der Tasche und reichte sie Jenem mit einem Stirnzucken.

„Ah! ... eine sehr werthe Handschrift! ... Fürst R. ... ein feiner Name! Und darunter der des werthen Herrn Grafen,“ sprach der Geldmann, die Zeilen überlesend, „fünfehtausend Thaler ... ist ein schönes Geld.“

— Und Sie wollen sich selbst damit belästigen?“

„Ich bitte darum.“

„Nu, nu ... ist zwar nicht ganz in geschäftlicher Form, aber kenne die beiden Unterschriften und respektire sie.“

Wie geht's dem lieben Herrn Grafen?“

„Ich danke, Herr B.“, erwiderte Frau von Montlet etwas ungeduldig. „Sie würden mir einen Gefallen thun ... ich bin ein wenig in Eile.“

„In Eile! ... Das bedaure ich außerordentlich,“ versetzte der galante Bankier mit einer bezeichnenden Grimasse und trippelte dienstfertig davon. Fünf Minuten später verließ

die Dame das Haus mit einem Paket von Banknoten in der Tasche, ging an der französischen Kirche vorbei über die Schloßbrücke und nach dem Dome zu.

Nach einer kleinen Weile fand sich dort Herr von Bodmann zu ihr. Beide schritten neben einander die neue Promenade hinunter und vertieften sich dann in die breiten leeren Straßen eines entfernten Stadtviertels, wo sie sicher waren, von Niemandem gefolgt zu sein.

Frau von Montlet theilte ihrem Freunde nur so viel mit von dem Gespräche mit dem Grafen, als sie für gut hielt. Sie sagte ihm, Jener gäbe vor, er sei ruiniert. Das sei natürlich eine Finte, um Verpflichtungen abzustreifen, die ihm momentan etwas unbequem wären. Sie gab ihm deshalb den Auftrag, sich genau nach den Verhältnissen des Grafen zu erkundigen.

Bodmann versprach dieses, verhehlte aber nicht, ihr zu versichern, daß es nach Allem, was man in Berlin vernahmte, allerdings nicht gut mit dem Grafen stünde.

Ich muß hierüber Gewissheit haben, wenn Sie mir diese verschaffen, ist es ein Freundesdienst, den ich Ihnen niemals vergessen werde, sprach Frau von Montlet, indem sie sich empfahl.

Ohne ihm zu sagen, was sie beabsichtigte, trennte sie sich von ihm, nahm eine Droschke und fuhr nach Haus.

Mit dem nächsten Zuge schon reiste sie nach D., allein, ohne Freundin und Dienerschaft, blieb dort die Nacht und war am nächsten Morgen in Wittenhausen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirsch des heiligen Hubertus.

(Bild S. 556 u. 557.)

Von allen Legenden und Sagen aus grauer Vorzeit fesseln doch keine das jugendliche und natürliche Gemüth mehr, als diejenige, wo das Leben in freier Natur mit verknüpft ist. So ist es mit der Erzählung vom Androschus und seinem Löwen, den Kramchen des Jibius, den Raben des alten Menrad, der Genosewa mit der Hirschstut und vielen anderen mehr. Unter allen diesen aber hat die Legende vom heiligen Hubertus sich einen so weit greifenden Eingang zu verschaffen gewußt, daß selbst heute noch der Hubertustag im Kalender der Grünsüde eine wichtige Rolle spielt, deren Schutzpatron er noch heutigen Tages ist.

Der Künstler hat es verstanden, uns durch sein begleitendes Bild in das geheimnißvolle Dunkel eines uralten Hochwaldes zu versetzen, dessen massige Stämme zum Himmel emporragen und leichtes Gestrüpp den schattigen Boden deckt. Im Hintergrund erscheint der Hirsch mit dem strahlenden Kreuz zwischen dem Geweih, und wollen wir in aller Kürze die nun schon über tausend Jahre zählende Sage an der Hand der Geschichte etwas näher beleuchten.

Nach zuverlässigen Nachrichten stammt der heilige Hubertus aus einem altadeligen Geschlecht und war Hofmeister des fränkischen Königs Theodorich; er vermählte sich mit der schönen Floribane, welche ihm einen Sohn, Floribert, gebar. Als seine geliebte Floribane starb, zog er sich aus Schwermuth und auf Zureden seines Freundes, des Bischofs Lamprecht von Straßburg, in das Stift Stablow zurück. — Lamprecht mußte später in Lüttich den Märtyrertod erleiden und wurde Hubertus als sein Nachfolger zum Bischof erwählt, worauf er dem Lamprecht zu Ehren die Kathedrale des heiligen Lamprecht erbaute. Als leidenschaftlicher Jäger, so sagt die Legende, verfolgte er einstmal einen Hirsch, welcher, lange gedüngt, ihm endlich im tiefen Waldesdunkel mit einem goldenen Kreuz zwischen dem Geweih wieder erschien, welche Erscheinung einen solchen Eindruck auf Hubertus machte, daß er sofort das Jägergewand aufgab und sich dem beschaulichen Leben widmete. Sein Tod erfolgte im Jahr 727 und viele Jahre nachher wurde sein Leichnam noch ganz unverfälscht gefunden, was seine Heiligsprechung und seine Verehrung in dem Benedictinerkloster Ardenne im Jahr 827 veranlaßte. An seinem Namenstage (3. November) wurden an allen Fürstenthümern die Hochwildjagden mit großen Festlichkeiten geschlossen, welche Hubertusjagden genannt wurden. Ihm zu Ehren wurden mehrfache Orden gestiftet und das Jagdschloß Hubertsburg in Sachsen erbaut, das jetzt anderen Zwecken dient.

2. M.

Der Besuch bei der Mutter.

(Bild S. 561.)

Das ist jedenfalls die süßeste Blume, welche da die Großmutter der jungen Frau zum Kusse darreicht. Der Besuch stellt oft harte Anforderungen, die junge Mutter wäre so gern im Hause nur mit der Besorgung ihrer Haushaltung und der Pflege für das Kleine beschäftigt, aber der Kampf um die Größten treibt sie hinaus. Sie ist Blumenverkäuferin, und wenn sie die Sträuße vor den Augen der Leute auf der Straße bindet, verkauft sie mehr davon, als im kleinen Laden ihrer Wohnung in einer vom Verkehr abgelegenen Gasse. So sieht denn die junge Frau Tag für Tag an jenem großen Hause der Hauptstraße, den Korb duftiger, farbenvoller Blumen vor sich und windet Kränze und bindet Sträuße für die Vorübergehenden, und alle Tage kommt die Großmutter auf eine Stunde mit der Kleinen zum Arbeitsplatz der Mutter, damit diese den Anblick ihres Kleinodes nicht so lange zu entbehren braucht, — dann setzt sich die Alte mit dem Strickstrumpf zur Schwiigertochter und beaufsichtigt das vielende Kleine, indem die junge Frau fleißig Blume an Blume fügt, aber auch häufig ihre süßeste Blume sich darreichen läßt, um einen Kuß auf die kleinen, runden Wangen zu drücken.

Unser liebliches Bild, das einen solchen Moment vorstellt, ist so recht aus dem Volksleben gegriffen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein Brüsseler Patrizier, welcher als Mitglied der Garde civique an den jüngsten Wiener Hofesten theilnahm, erzählte folgende romantische Episode aus dem Leben des gelehrten belgischen Staatsmannes Frère-Orban: Vor dreißig Jahren war Herr Frère-Orban ein junger Beamter des Finanzministeriums, der durch sein Talent zu den schönsten Erwartungen berechtigte, aber nichts weiter sein Eigen nannte, als dieses Talent und diese Erwartungen. Trotzdem war er so kühn, seine Augen zu der Tochter einer ebenso reichen als stolzen Adelsfamilie Ramurs zu erheben — eine „Verirrung“, die völlig aussichtslos war, da der hochmüthige blämische Edelmann nicht im Traume daran dachte, die Hand seines Kindes einem bürgerlichen „Franquillon“ zu gewähren. Allein die Erwählte Frère-Orban's bejahte eine große Dosis an Geist und Kühnheit, und sie beschloß, selbst die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihrem Herzensbunde entgegenstellten. Eines Tages lud sie ihn durch ein Billet ein, sich am selben Abend während der Theatervorstellung in der Loge ihrer Eltern einzufinden, und als der junge Mann erschien, erhob sie sich, trat auf ihn zu und — küßte und umarmte ihn angedrückt des ganzen Publikums und ihrer vor Schreck beinahe erstarrten Eltern. Selbstverständlich that diese Szene ihre Wirkung; das adeliche Ehepaar mußte in den sauren Apfel beißen und die Verliebten konnten ohne weiteren Widerspruch ihre Verbindung feiern; Madame Frère-Orban hatte sich in des Wortes vollster Bedeutung ihren Gatten erobert. Wie der nachmalige Minister später von Stufe zu Stufe kletterte und sich durch seine Beredsamkeit, noch mehr aber durch seinen festen Charakter und seine unbedingte demokratische Gesinnung zum Vorkämpfer der belgischen Nation aufschwang, braucht hier weiter nicht erzählt zu werden; der Name Frère-Orban ist mit goldenen Lettern in die Geschichte des belgischen Parlamentarismus eingetragen, er ist weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinausgedrungen.

Auf der Straße.

Frau: Bei Deiner Eifersucht fürchte ich mich fast, Dich aufmerksam zu machen, daß uns ein Herr schon seit einer halben Stunde auf Schritt und Tritt verfolgt.

Gatte: O, daß Du Recht hättest! Aber dieser Kerl hat es auf mich abgesehen, er ist mein Schneider!

Pünktlichkeit in der Liebe.

„Sag' mir, wann hast Du Dich denn in die Wale verliebt?“
„Am 1. März um halb fünf Uhr Nachmittags.“

Ehestands-ABC für Mädchen und — für Männer. Will ein Mädchen ihren Ehemann glücklich machen, so muß sie sein artig, bescheiden, charakterfest, dankbar, ehrlich, fromm, gut, häuslich, innig, jung, keusch, lebenswürdig, munter, niedlich, offenherzig, propre, rechtlich, sanftmüthig, treu, unschuldig, vernünftig, wirtschaftlich und zärtlich. Ein mustergültiger Ehemann dagegen soll sein: arbeitssam, besonnen, eheverest, duldsam, einsichtsvoll, freundlich, gerecht, hochherzig, instruiert, kenntnißreich, launenfrei, musikalisch, natürlich, opferwillig, pflichtgetreu, rechtschaffen, sittenrein, tapfer, unverdrossen, vertrauenswürdig, wahrheitsliebend und — zahlungsfähig. Man sieht, das A fehlt in den Verzeichnissen; ob der Ehe-ABC-Schüler angenommen hat, daß es von den beiden Beteiligten nur für's A gemacht wird, bleibe dahingestellt.

Die Visitenkarte.

Eine Frau, geistreich und schön, duldet die Courmacherei eines Herrn, dem man jene beiden Eigenschaften nicht gerade nachsagen konnte. In ihrer Abwesenheit hatte er eben eine Karte eingereicht.

„Ach,“ rief das kleine Töchterchen der Dame entgegen, „die hübsche Visitenkarte, blaßrosa mit Goldschnitt! Darf ich sie zum Spielen nehmen?“

„Das darfst Du,“ war die Antwort.

„Aber, wie schade,“ rief die Kleine, „ach sage, warum biegt der fremde Onkel immer ein Gehör hinein?“

„Ja, Kind,“ erwiderte die Mutter, „es zeigt doch, daß er selbst hier gewesen.“

Thänen.

Bei einem ehelichen Streit versuchte die Frau eines Apothekers ihren Gatten durch Thänen zu rühren.

„Ach,“ sagte er, „höre auf zu weinen, Thänen sind zu nichts zu gebrauchen. Ich habe sie chemisch untersucht. Sie bestehen aus einer Idee von phosphoräurem Kalk und etwas Sodachlorid, das Meiste aber ist unnützes Wasser.“

Lotterieziehungen im Monat Juli.

Am 1. Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1900 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1863, 635 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. November 1881 (36. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose vom Jahr 1861, 4700 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 2. Januar 1882 (70. Ziehung). — Donau-Dampfschiffahrt 100-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1857, 1305 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar

1882 (27. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Banco-Loose vom Jahr 1846, 2050 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Schaumburg-Lippe'sche 25-Thaler-Loose vom Jahr 1846, 1550 Stück, höchster Preis 14,000, niedrigster 48 Thaler, zahlbar am 1. Oktober 1881 (35. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahr 1845, 5000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 80 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1882 (46. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Oktober 1881 (29. Ziehung). — Sachsen-Meinungen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 2500 Stück, Prämienziehung am 1. August. — Raab-Grazer C.-B.-100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1871, 150 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Stadt Amiens 100-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1871, 643 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. November 1881 (26. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahr 1868, 2750 Stück, Prämienziehung am 31. August. — Stadt Madrid 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1882 (36. Ziehung). — Am 2. Stadt Aarau 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 125 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. Januar 1882 (25. Ziehung). — Stadt Scherdel 50-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1873, 192 Stück, höchster Preis 7500, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 2. Januar 1882 (16. Ziehung). — Am 3. Stadt Innsbruck 20-Gulden-Loose vom Jahr 1871, 100 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. Januar 1882 (26. Ziehung). — Am 5. Stadt Salzburg 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 130 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 5. Januar 1882 (25. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 10. Januar 1882 (49. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 25 Stück, jedes Loos à 150 Fr., zahlbar am 10. Januar 1882 (49. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1871, 1530 Stück, Prämienziehung am 20. Juli. — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 3400 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1881 (33. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rb., zahlbar am 13. Oktober 1881 (33. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahr 1855, 700 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1882 (58. Ziehung). — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 338 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. August 1881 (51. Ziehung). — Graf Waldftein-Wartenberg 20-Gulden-Loose vom Jahr 1847, 1400 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1882 (66. Ziehung). — Holl. Kommunalkredit-100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1871, 239 Stück, höchster Preis 6000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1882 (37. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 495 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 16. August 1881 (41. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1869, 7125 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Juli 1881 (49. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 413 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1882 (45. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1871, 1530 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 5. August 1881 (39. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 40-Gulden-Loose vom Jahr 1856, 500 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1882 (55. Ziehung.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 539:

Wer redet, der fäet, wer schweigt, der erntet.

Logograph.

Es mahnet an Vergänglichkeit
Und an den schnellen Lauf der Tage,
Wird vorn ein Zeichen angebracht,
Ist's eine Krankheit voller Plage.

Auflösung des Palindroms Seite 539:

Viga, agil.

In der neuesten Nummer unserer „Deutschen Romanbibliothek“

hat begonnen:

Die Schloßfrau von Dromwik.

Roman

von Moritz von Reichenbach.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten:

Kaiserin Elisabeth. Roman von Gregor Samarow.
Im Tramontan. Roman von E. v. Hindlberg.
Die Sturmhexe. Roman von Gräfin M. Kerserling.
Die Rache ist süß. Roman von E. von Bismarckshausen.
Der alte Hans. Roman von Joh. van Deywall.
Ein Schatten aus vergangenen Tagen. Roman von Hier. Korn.
Die Großfürstin. Roman von Gregor Samarow.

Außerdem ein interessantes Feuilleton: Aus der neuen deutschen Lyrik — Mosaik — Sinnsprüche.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14 tägigen Heften 35 Pf. pro Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte werden auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung: Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. C. Perlberg in Bielefeld. Gegen dergleichen freitige Punkte der Nationalökonomie können wir nicht ankämpfen. Der Reichtum Frankreichs beruht durchaus nicht auf dem von Ihnen angegebenen Prinzip.

Hrn. D. J. in Königsberg. Wenden Sie sich an das militärisch-literarische Bureau von G. Pabel in Leipzig.

Hrn. Joh. H. in Hermannshütte. Jede Buchhandlung verschafft Ihnen ein Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie. Ob Sie durch Selbstunterricht zum gewünschten Ziele kommen, bleibt fraglich.

H. B. in Burg. Vorbereitung zu einer Abendandacht.

Hrn. J. R. in Leipzig. Deutsch kann man ihn ja nicht anreden und Französisch ist üblich. Sire — Kaiser-Edin — Lehrer.

H. G. in Kumbach. Georg Dem in Ulm. Fr. Schedewitz in Ludwigsburg (Warttemberg).

H. A. J. in Siedau. Wolff, Praktische Däselehre, 2 1/2 Mark. Verlag von Wiegand, Hempel & Pares in Berlin.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthselräthseln etc. sind uns zugekommen von: Frln. Bertha Samson, Berlin; Amalie Franz, Brauns; Glorinde Zahndorfer; Gabriele und Sidonie (wo?); Frau Aurelie Hahn, Leipzig; Emma Mangold, Ulm; Antonie Leiders, Wien; Hr. G. Hantel, Sagan;

Gesellschaft „Zur Erholung“, Werbau; A. Garlich, Ebdmshagen; P. Samler, Berlin; D. Knille, Breslau; M. Barisch, Emden; E. Lambie, Köln; M. Maurizius, Wien; A. Friederich, Stettin; J. G. Stendal; G. Rarnik, Hamburg; P. Bomhoff, Danzig; G. Garb, Leer.

Hrn. S. Caspar in Egelstein. Wir empfehlen grundsätzlich kein derartiges Bureau.

Lebensmüde Zwanzigjährige. Wir kennen kein Altungs-ferusit derart in Deutschland. — Nur zwanzig Jahre alt und lebensmüde! Hoffentlich ist diese Stimmung schon vorbei, wenn Sie diese Worte hier lesen — und die Frage also dann in schärfster Weise erledigt.

Hrn. Albert Grieb in St. Das Ganze scheint weiter nicht als ein Spas zu sein. Wie kann das unser medizinischer Mitarbeiter erklären?

H. B. Ph. in Karlsruhe in Siebenbürgen. 1—3) Eine Antwort auf Ihre drei ersten Fragen würde in der Briefmappe zu viel Raum beanspruchen. Geben Sie unserer Verlagshandlung Ihre Adresse an und eruchen um direkte briefliche Beantwortung. — 4) Am 8. Januar 1874 eine Tochter — Elisabeth Marie Auguste.

Hrn. J. W. Mettmann. Beim Verloofungsinstitut selber gegen Einfindung der Briefmarke sicher. Ebenso dort natürlich auch Vooke direkt.

Hrn. R. Tellerling in Dortmund. Richten Sie Ihre Anfrage an das Bibliographische Institut in Leipzig.

Treuer Leser in W. Die beiden Jahrgänge 1874 und 1875 der „Illustr. Welt“ können Sie noch zum ermäßigten Preis von zusammen 5 Mark bekommen, wenn Sie solche sofort bestellen.

H. J. in Berlin. Es liegt doch auf der Hand, daß Meerenge statt Landenge stehen geblieben ist, und dann ein r statt a — das hat mit der Geographie nichts zu thun.

H. in Luxemburg. Unsere Typographen halten diese amerikanische Erfindung für Humbug.

Hrn. A. Preuß in Barmen. 1) Gell-Feld, Italien in sechzig Tagen, Leipzig, Bibliogr. Institut. 2) Die betreffenden Reiseführer (im gleichen Verlag). 3) In der Allgemeinheit schwer zu beantworten. Ungewitter, Erdbeschreibung, Dresden, Dicks. 4) Versuchen. 5) Große Reinlichkeit — Insektenpulver einblasen. 6) Wir müssen Sie warnen, mit der Angelegenheit sich zu befassen.

H. L. in Koburg. Der einzige Weg ist hier, Manuskript einzusenden — nachdem man sich von dem betreffenden Autor und dem Verleger Erlaubnis verschafft; freilich gehört ein guter kritischer Blick dazu, Passendes zu wählen — die Mehrzahl ist unbrauchbar — der literarische Werth ist nicht immer entscheidend.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. V. Schum. in Hamburg. Wir wiederholen die schon in einer früheren Nummer einem andern Leser unseres Blattes gewordene Bemerkung, daß wir die Zumuthung, zur Befreiung von Leiden, wie Sie solche schildern, in unseren Mittheilungen über Gesundheitspflege Rath zu ertheilen, als über die Grenzen der Bescheidenheit und des Anstandes gehen, zurückweisen müssen. Ueberhaupt erklären wir wiederholt, wie die nun schon so oft geäußerten, daß alle sich auf die sexuelle Epidemie des menschlichen Lebens beziehenden schriftlichen Anfragen, welche entweder eine Berücksichtigung an dieser Stelle oder eine direkte Beantwortung verlangen, unbeantwortet in den Papierkorb wandern.

Hrn. G. D. A. in Hamburg. Es scheint sich bei dem Nagel-leiden Ihrer Frau um eine Pilzbildung zu handeln. Welches Mittel zur Beseitigung derselben das geeignetste ist, richtet sich nach der Natur des Spezialfalls, kann daher ohne genaue Untersuchung des Leidens nicht bestimmt werden.

Frau Clara W. in Lübeck. Wenn Sie von vier verschiedenen bewährten Mitteln die Besserung erhalten haben, daß Sie nicht brustleidend sind und Ihr futuristischer Zustand vorübergehender Natur ist, warum wollen Sie sich dabei nicht beruhigen? Sie verlangen eine Entscheidung von uns, die wir ja nicht in der günstigen Position, wie unsere vier Kollegen, Ihre Brustorgane einer genauen persönlichen Prüfung zu unterziehen!

H. in Odenburg. Ein besseres Mittel, wie die schon oft von uns empfohlenen jallischsauren Schwefelpulver, kennen wir nicht gegen Fußschweiß.

Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Ein schönes Gesicht. Novelle nach englischen Motiven frei bearbeitet von Max von Meigenhurn. Fortsetzung. — Aus Natur und Leben. — Blind und lebend. Novelle von Albert Roderich. — Die Gewinnung des Kautschuks, von Max Wirth. — Rezept. — Graf Hildebrandt. Roman von Johannes van Deywall. Fortsetzung. — Der Hirsch des heiligen Hubertus. — Der Besuch bei der Mutter. — Humoristische Blätter. — Lotterieziehungen im Monat Juli. — Witterungsbericht. — Zoograph. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Ein schönes Gesicht. — Apokalypse, Emma, Du mußt an dich schreiben und ihn zu Tisch einladen! — Der Hirsch des heiligen Hubertus, nach einer Zeichnung von A. Rodmer. — Die Gewinnung des Kautschuks. — Besuch bei der Mutter, nach einem Gemälde von Arthur Rodt.

Zur gefälligen Notiznahme!

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere unserer Prämien-Baben:

„Frühling“, Stahlstich, nach dem Gemälde von H. Plochhorst, gestochen von Professor F. Knolle,

„Erste Geduldprobe“, feinkter Oelfarben-druck, nach dem Gemälde von L. Crocio,

„Der Liebling“, kleinerer Oelfarben-druck, nach dem Gemälde von E. Lejeune,

„Jahrmakr des Lebens“. Ein Künstler- und Familien-Album. In prachtvoller Leinwandmappe mit reicher Pressung,

reflektieren und denen daran gelegen ist, daß sie möglichst bald in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung jezt sofort zu machen, damit für rechtzeitige und tadellose Bestellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Bestellung nimmt besonders bei dem Künstler- und Familien-Album, sowie den Oelfarben-druckprämien sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst am Schluß des Jahrgangs zusammen-drängen würde, unmöglich auf so fortige Lieferung mehr gerechnet werden.

Im Uebrigen verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden Prämien-Schein.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung: Eduard Hallberger.

Ankündigungen.

Die Small geistliche Nonpareille 60 Pf.

In allen Buchhandlungen zu haben:
(Um in allen Lebensverhältnissen besser fortzukommen.)
Fr. Meyer. — Neues Komplimentirbuch.
Enthaltend 64 Glückwünsche bei Namens- u. Geburtstagen, 16 Liebes-briefe, 35 Stammbuchverse, 20 Anweisungen über Anstand u. Feinsitte und 40 schöne Lieder.
Preisige Auflage. 1 Bst. 25 Pf.
NB. Die ist das beste und vollständigste aller bisher erschienenen Komplimentirbücher.
930
Erfurt in Oudenburg.

Wie beschafft man Patente?

Das Reichspatentgesetz mit Anhang ver-festigt gegen 25 Pf. Karten
G. Hittmar, Ingenieur u. Patentanwalt,
Berlin, Carlsplatz 1. 784

Bode & Trone, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer
Geldschränke,

empfehlen:
Diebstahlschere Kassetten
elegant gearbeitet, blank
und moirirt, mit Schlüssel.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Längem. 14 16 20 24 30 35 40
Breitem. 10 12 15 18 20 25 30
Höhem. 6 8 8 10 11 12 14
Preis M. 9.50 10.50 13.50 19.50 24 32 40
Inkl. Vers. in einer Kiste.
Fein lackirt und zum Frischhalten auf
einem Tisch oder in einem Schrank einge-
richtet.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Preis M. 11.50 12.50 15.50 21.50 27.50 35 44
742 Preiscontant gratis u. franko.

Kaubbügel, Ratten oder sonstiges Gefindel schießt man am besten mit einem Leßlin ohne Anst.
15 Sorten geräuschlose Leßlin von 12 Mark an.
200 Sorten Revolver aller Systeme von 6 Mark an.
Windbüchsen, Luftbüchsen, Bolgen-büchsen zu allen Preisen.
Centralfeuer. (Lancaster) Hinterlader von 35 Mark an.
Die große Jagdgewehr-Ausstellung, circa Tausend Stück, befindet sich in meinem Waffen-Saal, und habe dazu die ganze 1. Etage meines Hauses ein-gerichtet und lade die Herren Käufer zur Besichtigung ein. — Meine 44jährige Noellität weltbekannt.
Jede Anfrage wird umgehend beantwortet durch
Hippolit Mehlis, Waffenfabrik, Berlin W., Friedrichstr. 159.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von Unterleids-, Frauen und Haut-krankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenerkrankung, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnelltem Erfolge.
941

PATENT
Besorgung u. Verwerthung
J. BRANDT Civil-Ingenieur
Königsgrätz Str. 131. BERLIN W.

PATENTE
aller Länder besorgt und
OTTO WOLFF DRESDEN
Patent- und Techn. Bureau.

Deutsches Patentgesetz inkl. Staatspreisungs-gebühren M. 60. —

Klinik.
u. Edele von. Ganz besonders günstige Er-folge bei Haut-, Unter-leids-, Schwäche, Nervenerkränkt., Rheumatis-mus; häufig auch bei Rückenmarksleiden. Dir-igert: Dr. Rosenfeld in Berlin, Friedrich-str. 189. Auch brieflich. Heilbericht gratis.

F. GROHMANN
BERLIN
Fabrik vulkanisirter Kautschuk- u. elastischer Signir Stempel
PILIALEN werden errichtet,
Agenten & Reisende gesucht.
Musterbogen gratis & franco.
S. W. Hollmann-Str. 1.

Speisen-Aufzüge
mit Garantie für Geruchlosigkeit und gute Ausführung mit Spröthrohr, Gang-Vorrich-tung etc. fertig gangbar zu werden.
D.R. Patent von F. Witte, Berlin SW.,
Neuenburgerstr. 14. Spezialist für Aufzüge jeder Art seit 1868. Preislisten franco. 771

PATENT
technisches Bureau
J. Brandt & G. W. Nawrocki
Civil-Ingenieure. Patent-Anwälte
BERLIN W., Leipziger-Str. 131

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg.
Referenz die Wörte seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!“ — Prospekt gratis und franco.

Praktisch erprobte Methode:
Das **Stottern** und
seine naturgemäße Heilung auf sprachgym-nastischem Wege. Für Eltern, Lehrer und zum Selbstunterricht für Stotternde. Preis 3 M. Einsendung oder Nachnahme.
Selbstverlag von:
Arthur Helmerding, Strassburg i. Els.

Vierwald-stättersee.
870 m. ü. M.
Kurhaus
BÜRGENSTOCK.
Vollst. Pension im Juni 5 bis 7 Fr., nachher von 8 Fr. an.
Doktr. Prosp. Bucher & Durzer.

Erwerbs-Katalog für Jedermann
gratis u. franko.
W. H. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnikum.

So wunderbar nach dem einstimmigen Zeug-nisse A. v. Humboldt's, Tachudi's, Bon-pland's etc. die Kraftleistungen der Coca-kauenenden Indianer erscheinen, so wirksam bei
Nervenleiden
und **Schwächen** jeder Art sind die Coca-Pillen III der Mohrenapotheke Mainz, pr. Schachtel 3 M., deren nachhaltige Erfolge leider viele Nachahmungen hervorriefen. Zuverlässige Belehrung über Anwendung und Eigenschaften dieser berühmten Pflanze finden Leidende in Prof. Dr. Sampaio's Originalschrift franko grat.: Stuttgart: Hirschapotheke, München: Rosen-apoth., Leipzig: Engelapotheke, Berlin: Harnen- und Schwanapotheke, Lübeck: Sonnenapotheke, Königsberg: Becker's priv. Apoth., Wien: Engel-apoth., Bern: Brunner's Apoth. 828

Erfindungen.
sehr wichtig für Männer jeden Alters. Prospekt verschickt gratis, verschlossen, jedoch unfrankirt 1009
Generalagent Sujatti in Nürnberg.

Nasenkorrektur!
Unschöne, zu lange, stumpfe, dicke oder schiele Nasen corrigirt brieflich zur proportionalen Form die Kosmetische Anstalt in Baden-Baden.